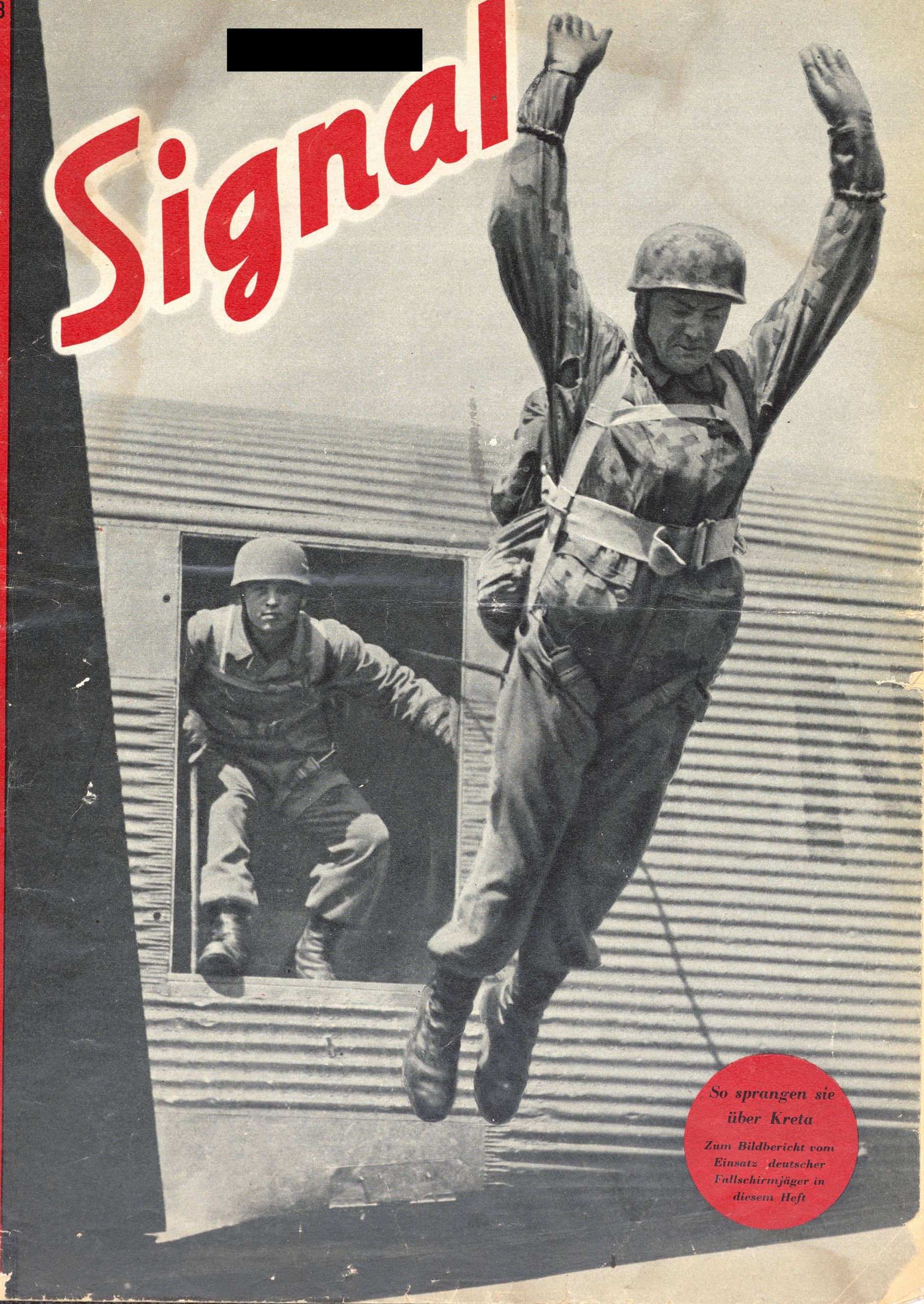
D Nr. 13

1. JU HEFT 1941

Signal



So sprangen sie über Kreta

Zum Bildbericht vom Einsatz deutscher Fallschirmjäger in diesem Heft

Böhmen-Mähren 2.50 Kr. / Bulgarien 8 Lewa / Dänemark 50 Öre / Finnland 4.50 mk. / Frankreich 4 Fr. / Griechenland 11 Drs. / Iran 3 Rials / Italien 2 Lire / Luxemburg 25 Pf. / Norwegen 45 Öre / Portugal 2.50 Esc. / Rumänien 16 Lei / Schweden 53 Öre / Schweiz 45 Rappen / Slowakei 2.50 Ks. / Spanien 1.50 Pts. / Türkei 12 kurus / Ungarn 36 filler Cents

Wenn *Lavendel* blüht

liegt ein sinnberückender Hauch über den Feldern. Der glückliche Besucher atmet den naturfrischen Duft der abertausend lebenden Blüten und empfindet so recht das Besondere des Lavendel, das Herbe, das Würzige!

Diesen typischen Lavendel-Duft der lebensfrischen Blüten hat Mouson naturecht nachgebildet in der einzigartigen Duftkomposition

Mouson-Lavendel

»Mit der Postkutsche«

Erfrischen Sie sich an dem naturnahen Mouson Lavendel wenn Sie erhitzt von Sport, Spiel und Tanz sind — stärken Sie sich daran, wenn Sie müde sind — laben Sie sich daran, wenn Sie sich nicht wohl fühlen.



Dieser Duft des lebensfrischen Mouson Lavendel »mit der Postkutsche« wird von Kennern besonders geschätzt. Er ist sportlich, rassig, herbwürzig u. doch mild.



ACHTEN SIE AUF DAS ZEICHEN »MIT DER POSTKUTSCHE«

Fallschirmjäger starten nach Kreta

Von PK.-Kriegsberichter E. W. Müller-Waldeck

Als in den Morgenstunden des 26. April bei Korinth plötzlich Flugzeuge und Fallschirme am Himmel erschienen, landete ein junger deutscher Leutnant in einem Getreidefeld in unmittelbarer Nähe zweier Griechinnen, die zunächst erschreckt davonliefen. Als sie jedoch feststellten, daß der Besuch aus den Wolken in seiner Sprungkombination ein ganz gewöhnliches menschliches Wesen war, und sie das lachende Gesicht des Leutnants sahen, stürzten sie begeistert auf den deutschen Offizier zu. Man muß wissen, in welchen Schreckensfarben die englische Propaganda der einfachen Landbevölkerung einen Angriff deutscher Fallschirmjäger ausgemalt hatte, um dieses kleine Erlebnis ganz zu ermessen.

Wie ein Blitz fuhr der verwegene deutsche Angriff über die sommerheiße Landschaft. In unglaublichem Tempo trieben die abgesetzten Truppen die Engländer in die Weinberge zurück, nahmen die MG.-Nester in den Berghöhlen aus, holten die verdutzten Briten vom Steuer ihrer Fahrzeuge und setzten sich selbst ans Lenkrad. Noch stak dem Tommy der Schrecken aus den Wolken in allen Gliedern — da war Korinth schon gefallen.

Das Rätsel der Welt

Die Welt horchte auf, und wieder begann das Rätselraten um das Geheimnis der Erfolge dieser Männer, deren beispiellose Kühnheit erneut die Völker in Erstaunen setzte. „Was ist das für eine Truppe, die vom Himmel herab mitten in die Stellungen des Feindes hineinstößt und mit unbarmherziger Härte überall, wo sie erscheint, den Sieg erzwingt?“ — so fragt man in London, in New York, in der ganzen Welt. Man sucht nach einer ungewöhnlichen Erklärung für die ungewöhnlichen Erfolge dieser modernsten deutschen Kampfeinheit des modernen Krieges, und da man in den Redaktionsstuben der demokratischen Presse wohl kaum die Bekanntschaft deutscher Fallschirmjäger machen kann, erzählt man dem Publikum gruselige Geschichten von geheimnisvollen Drogen, aus denen diese Truppe ihre Unerschrockenheit beziehen soll. Die internationale Neugier gibt sich jedoch mit diesen kindischen Märchen nicht zufrieden. Laßt uns darum einmal mit den deutschen Fallschirmjägern selbst sprechen und in ihre Gesichter schauen.

Zeltlager im Olivenhain

In der Hitze des südgriechischen Sommers fahren wir hinunter an das Meer. Hier, versteckt im dichten Hain der Olivenbäume, stehen die großen, runden Zelte der deutschen Fallschirmjäger weit verstreut über den ausgedehnten Lagerplatz. Da ist das Zelt des Kommandeurs. An einem roh gezimmerten Tisch sitzen einige junge Männer in Badehosen: die Stabsoffiziere des Kommandeurs, eifrig über die Karten gebeugt bei einer Lagebesprechung. Nebenan steht das Sanitätszelt des Truppenarztes. Im Schreibstubenzelt klappert unaufhörlich die Schreibmaschine. Es ist drückend heiß, und der Sandboden staubt.

Der junge Hauptfeldwebel in der Badehose hält mit seiner Kompanie bei 40 Grad „Appell mit sämtlichen Sachen“ ab. Da liegt der „Knochensack“, wie die Sprungkombination allgemein genannt wird, die Fliegerbluse, die Schnürstiefel, alles, bis zum Knieschützer und den Sprunghandschuhen. Die Zuverlässigkeit dieser Ausrüstung gibt jedem einzelnen der braunen jungen Männer das Gefühl der Sicherheit. Plump und dumm mutet darum die englische Lüge an, deutsche Soldaten seien in fremden Uniformen abgesprungen. Welch eine Welt liegt zwischen diesen Soldaten und jener Lüge!

Kurs auf Kreta

Überall im Lager ist man mit den Vorbereitungen für den bevorstehenden Einsatz beschäftigt. Karten von Kreta werden ausgegeben. Die Gruppen besprechen in allen Einzelheiten das Gelände, in dem sie abgesetzt werden. „Sprungmarschverpflegung empfangen!“ — „Munition empfangen“ so schallen die Kommandos durch das Lager. Alles wird so verpackt, daß es bei der Reise durch die Luft keinen Schaden nehmen kann und nach der Landung mit einem Griff herauszunehmen ist.

Schon starten auf dem benachbarten Flugplatz in unablässiger Folge Hunderte von Transportmaschinen, die mit Kurs auf Kreta die Fallschirmjäger an den Feind bringen.

Der kriegerische Genius

Seht diese beiden Gefreiten, die allein mit einer einzigen Handgranate eine ganze englische Flakstellung ausgenommen haben. Wir finden in ihren offenen, fröhlichen Gesichtern jugendliche Begeisterung, sportlichen Schwung, soldatische Disziplin und den eigenen bewußten Ausdruck des Stolzes, dieser Auslesetruppe angehören zu dürfen. Der Gärtner aus der Pfalz, der Student aus Berlin, der Kaufmann aus Köln und der Bauernjunge aus Ostpreußen, alle, die sich freiwillig zu den Fallschirmjägern gemeldet haben, tragen diesen Stolz. Sie besitzen das, was Clausewitz, der große deutsche Soldat und Denker des neunzehnten Jahrhunderts, den „harmonischen Verein der Kräfte“ nennt, und verkörpern in seinem Sinne den kriegerischen Genius unserer Zeit. Die Welt muß wissen, daß in der begeisterten Hingabe an ihre Aufgabe das einzige Geheimnis ihrer Erfolge liegt.



Im Zeltlager der Fallschirmjäger. *Lastenschirme werden behelfsmäßig gepackt. (Bildbericht über die deutschen Fallschirmjäger „Nach Korinth — Kreta“ auf Seite 6 7)*

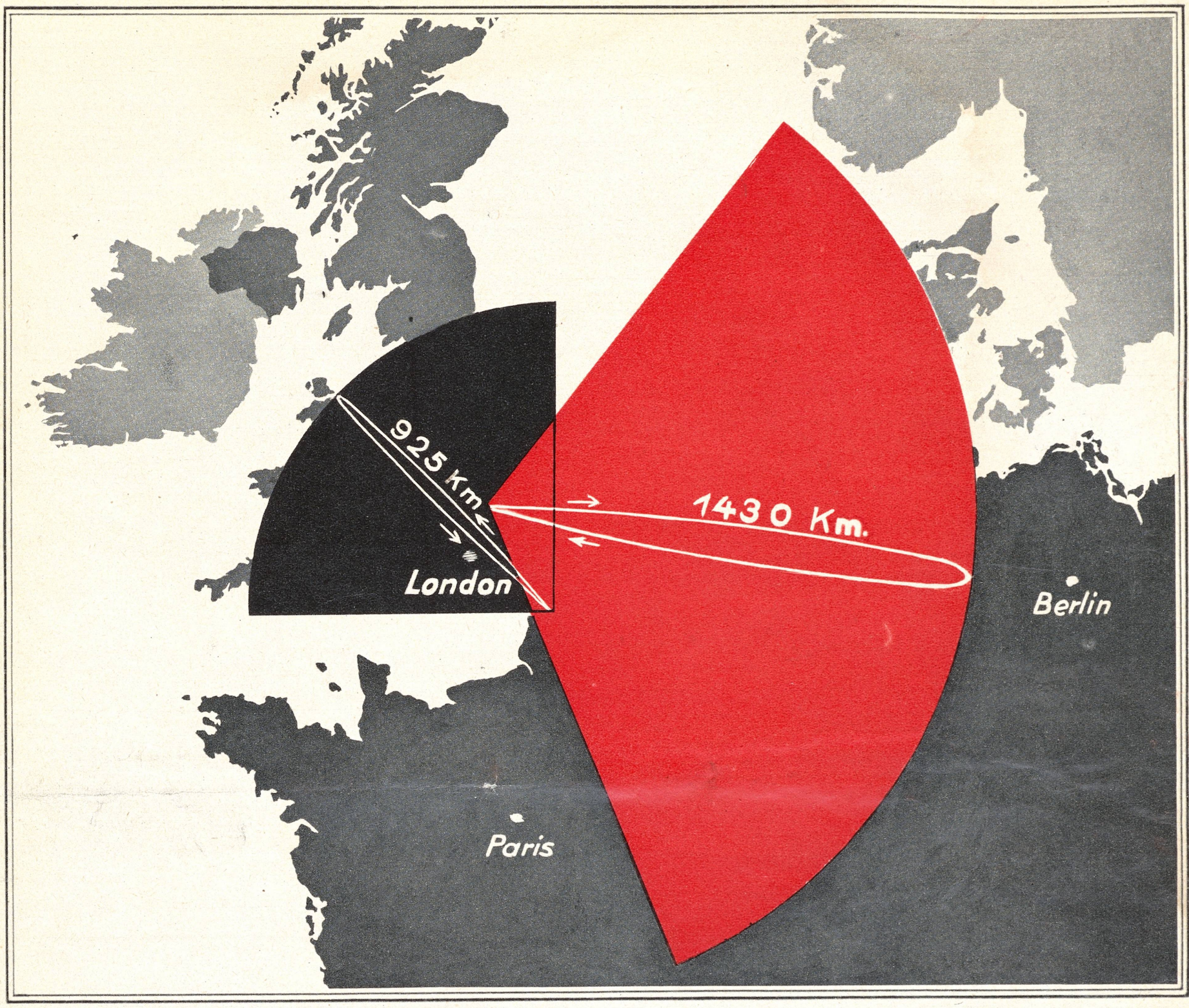
Aufnahme: PK. Gronefeld

COPYRIGHT 1941 BY DEUTSCHER VERLAG BERL



Der Held von Scapa Flow

Mit diesem Namen wird der im Kampf für sein Vaterland gefallene Korvettenkapitän Günther Prien weiter leben in den Herzen aller Deutschen. Im Oktober 1939 zwang er die Welt zur Bewunderung, als sein U-Boot in der Bucht von Scapa Flow das englische Schlachtschiff „Royal Oak" versenkte; im Oktober 1940 konnte er als erster U-Boot-Kommandant in diesem Kriege eine Versenkungsziffer von mehr als 200000 BRT. melden. Vom Führer mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet, von der Jugend verehrt, ist Günther Prien das Vorbild all der wagemutigen deutschen U-Bootfahrer, die in seinem Geiste kämpfen und siegen. Aufnahme: Conrad



Der grundlegende Unterschied: Ungleiche Anflugstrecken

Um zu ihren Zielen auf der britischen Insel und zurück zu ihren Abflughäfen zu gelangen, hat die deutsche Luftwaffe im Durchschnitt 925 Kilometer zu fliegen. Die Royal Air Force dagegen muß für ihre Angriffe auf Deutschland und den Rückflug nach England durchschnittlich eine Strecke von 1430 Kilometer zurücklegen. Welche großen Nachteile sich aus diesem Unterschied für den Wirkungskreis der RAF ergeben, geht deutlich aus unserer im genauen Maßstab angelegten Karte hervor. Die bitteren Folgen für die britische Luftkriegführung und für die gesamte britische Luftrüstung zeigt „Signal" hier auf

Zweierlei Luft-Parität

Der große Fehler in der britischen Luftkriegs-Rechnung

Ein Lieblingsthema britischer Ministerreden ist die Behauptung, daß Großbritannien die Überlegenheit der deutschen Luftwaffe bald einholen werde; dies sei durch die amerikanische Hilfeleistung vollkommen sichergestellt. Wenn aber erst einmal die gleiche Stärke an Kampfflugzeugen oder sogar eine Überlegenheit erreicht sei, dann werde die Royal Air Force die deutsche Rüstungsindustrie und damit die deutsche „Kriegsmaschine" bald vernichtet haben.

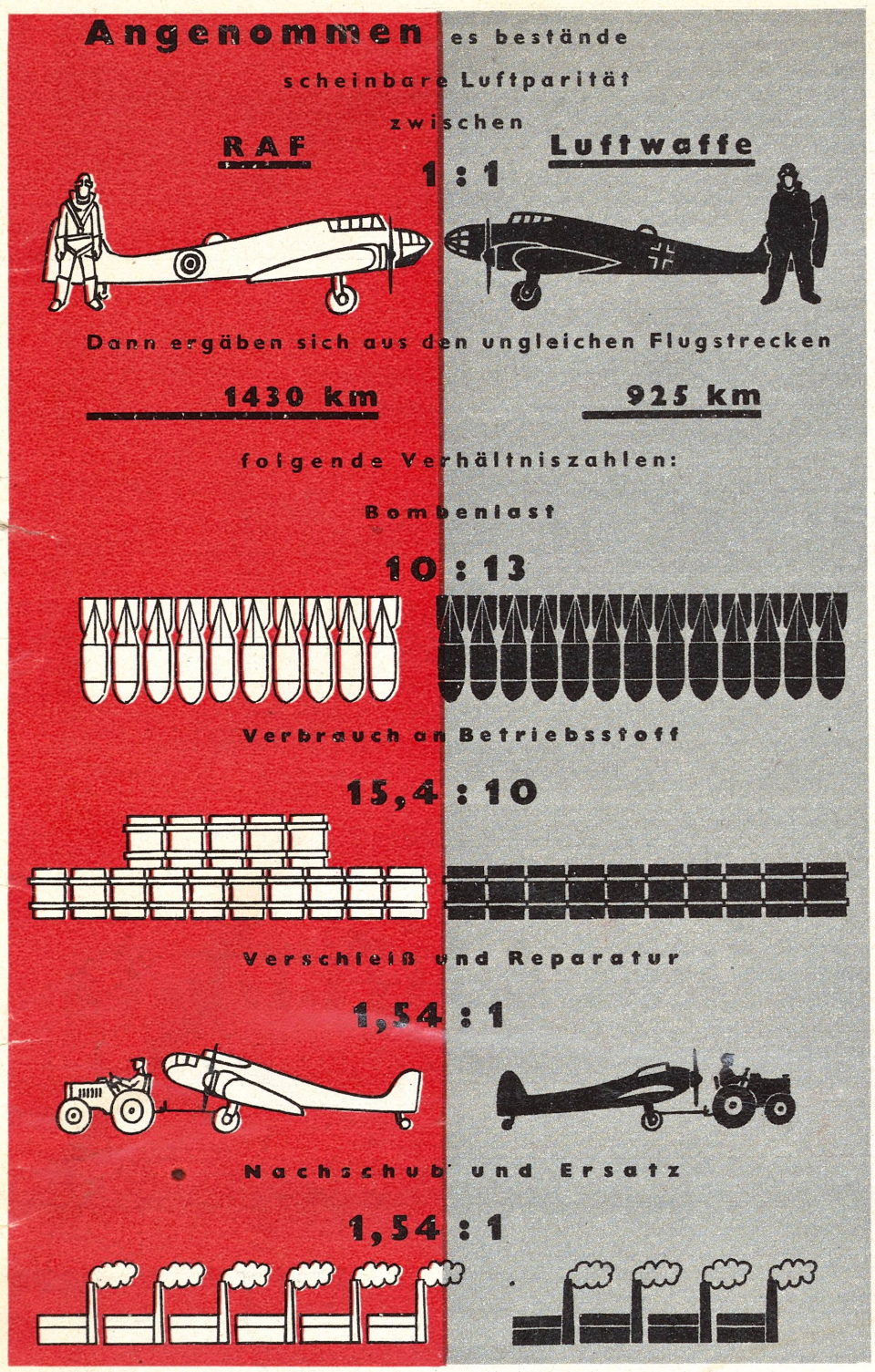
Die Luftrüstung Deutschlands einzuholen, dürfte zwar selbst den vereinigten Anstrengungen Großbritanniens und Amerikas nicht leicht fallen; denn es ist rechtzeitig dafür gesorgt worden, daß die Erzeugungskraft der deutschen Luftfahrtindustrie ihre Überlegenheit nicht verliert. Aber selbst mit einer zahlenmäßigen Gleichheit wäre für die RAF lediglich scheinbare Luftparität und noch längst nicht die gleiche tatsächliche Kampfkraft erreicht. Wer dies leugnen wollte, übersieht die ungleichen Voraussetzungen, unter denen sich der Luftkrieg zwischen Deutschland und Großbritannien infolge der gegebenen geographischen Ausgangslage abspielt.

Seit dem siegreichen Feldzug im Westen steht die deutsche Luftwaffe unmittelbar vor der britischen Insel. Vor ihr, in nur 100 bis 300 Kilometer Entfernung, liegen die Industriegebiete und Häfen Südenglands, die wehrwirtschaftlich so bedeutenden Midlands sind nach etwa 400 Kilometer Flugweg erreichbar, und selbst bis zu den schottischen Großhäfen sind nur etwa 700 bis 750 Kilometer zu überwinden.

Demgegenüber sind für die RAF die entsprechenden Ziele in Deutschland viel weiter entfernt, denn die nahe gelegenen Industrien in den besetzten Gebieten Nordfrankreichs, Belgiens und Hollands spielen wehrwirtschaftlich für Deutschland keine bedeutende Rolle. Das von britischen Luftstreitkräften am leichtesten erreichbare Ziel bildet Westdeutschland, das aber von Südostengland immerhin schon 500 Kilometer entfernt ist. Nordwestdeutschland beansprucht für britische Bobenflugzeuge bereits 650 und Mitteldeutschland sogar 780 Kilometer Anflugweg.

Der bestehende Unterschied in den Entfernungen, die von der deutschen Luftwaffe und der RAF bis zu ihren Hauptzielgebieten zurückzulegen sind, ist natürlich größer oder kleiner, je nachdem, welche Gebiete man einander gegenüberstellt. Die Gesamtlage wird jedoch ziemlich richtig wiedergegeben durch die Gegenüberstellung der Entfernungen Nordfrankreich—Mittelengland einerseits und Südostengland—Nordwestdeutschland andererseits. Im ersten Falle ergeben sich für Hin- und Rückflug zuzüglich zehn Prozent Zuschlag (für Abweichung vom Kurs und Suche nach dem Ziel) 925 Kilometer, im zweiten Falle 1430 Kilometer Flugstrecke.

Es sei nun angenommen, daß beide Gegner, die RAF und die deutsche Luftwaffe, vollkommen gleichwertige Kampf-



flugzeuge einsetzen, und zwar ein Baumuster, dessen Kennzeichen sein mögen: 1600 PS Marschleistung, 360 km/h Marschgeschwindigkeit, 1000 kg Bombenlast bei 2000 km Gesamtflugweite, 320 kg/Std. oder 0,89 kg/km Betriebsstoffverbrauch. Wird die höchstmögliche Flugweite nicht voll in Anspruch genommen, so können demnach für jeden ersparten Kilometer 0,89 kg mehr Bomben mitgeführt werden. Dann ergeben die eben erläuterten Entfernungsverhältnisse folgende Auswirkungen:

Fall Luftwaffe: Insgesamt sind 925 km zu fliegen. Hierbei tragen 100 Flugzeuge auf einem Flug 195,5 t Bomben und verbrauchen 82,5 t Betriebsstoffe.

Fall RAF: Insgesamt sind 1430 km zu fliegen. Hierbei tragen 100 Flugzeuge nur 151 t Bomben und verbrauchen 127 t Betriebsstoffe.

Um wie die Luftwaffe ebenfalls 195,5 t Bomben zum Ziele bringen zu können, müßten von der RAF 130 Flugzeuge mit einem Betriebsstoffaufwand von insgesamt 164 t eingesetzt werden.

Das Ergebnis dieser einfachen Rechnung ist eindeutig und in seinen Folgerungen für die Beurteilung der tatsächlichen Kampfkraft der britischen Bombenverbände im Luftkrieg Deutschland—England von grundlegender Bedeutung.

Großbritannien ist von scheinbarer Luftparität mit Deutschland noch weit entfernt, das heißt, es kann niemals den deutschen Kampfflugzeugen die gleiche Anzahl entgegenstellen. An echte Luftparität darf es nicht einmal denken, denn diese würde bedeuten:

Wenn die britischen Kampfverbände auf jedem Flug das gleiche Bombengewicht nach Deutschland tragen wollten, wie es die deutschen Verbände nach England tragen können, so müßten sie zahlenmäßig um 30% stärker sein! Hierbei ist sogar vorausgesetzt, daß die britischen Kampfflugzeuge die gleiche Güte, vor allem mindestens die gleiche Transportleistung aufzuweisen haben wie die von der deutschen Luftwaffe eingesetzten Flugzeuge. Zu der größeren Zahl der erforderlichen Kampfflugzeuge kommt natürlich noch ein entsprechend größerer Aufwand an Bodenorganisation jeder Art sowie die Unterhaltung eines entsprechend größeren Personalbestandes.

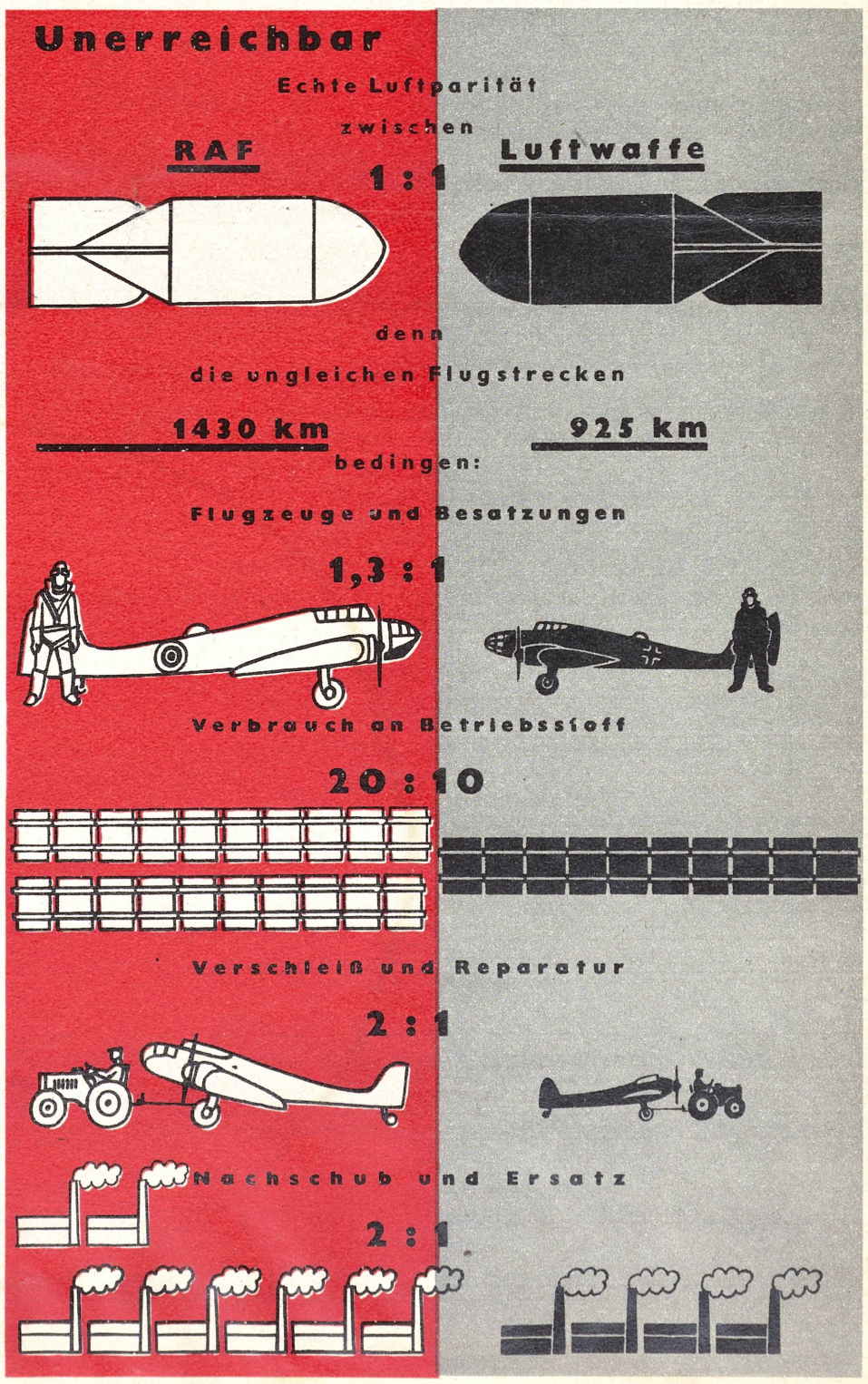
Der längere Flugweg zu in Deutschland gelegenen Flugzielen bedingt für die RAF um etwa 55% höhere Flugzeiten und damit auch eine entsprechend größere Beanspruchung der fliegenden Besatzungen. Für die Einsatzbereitschaft des fliegenden Personals muß diese physische Mehrbeanspruchung auf die Dauer nachteilig zur Auswirkung kommen.

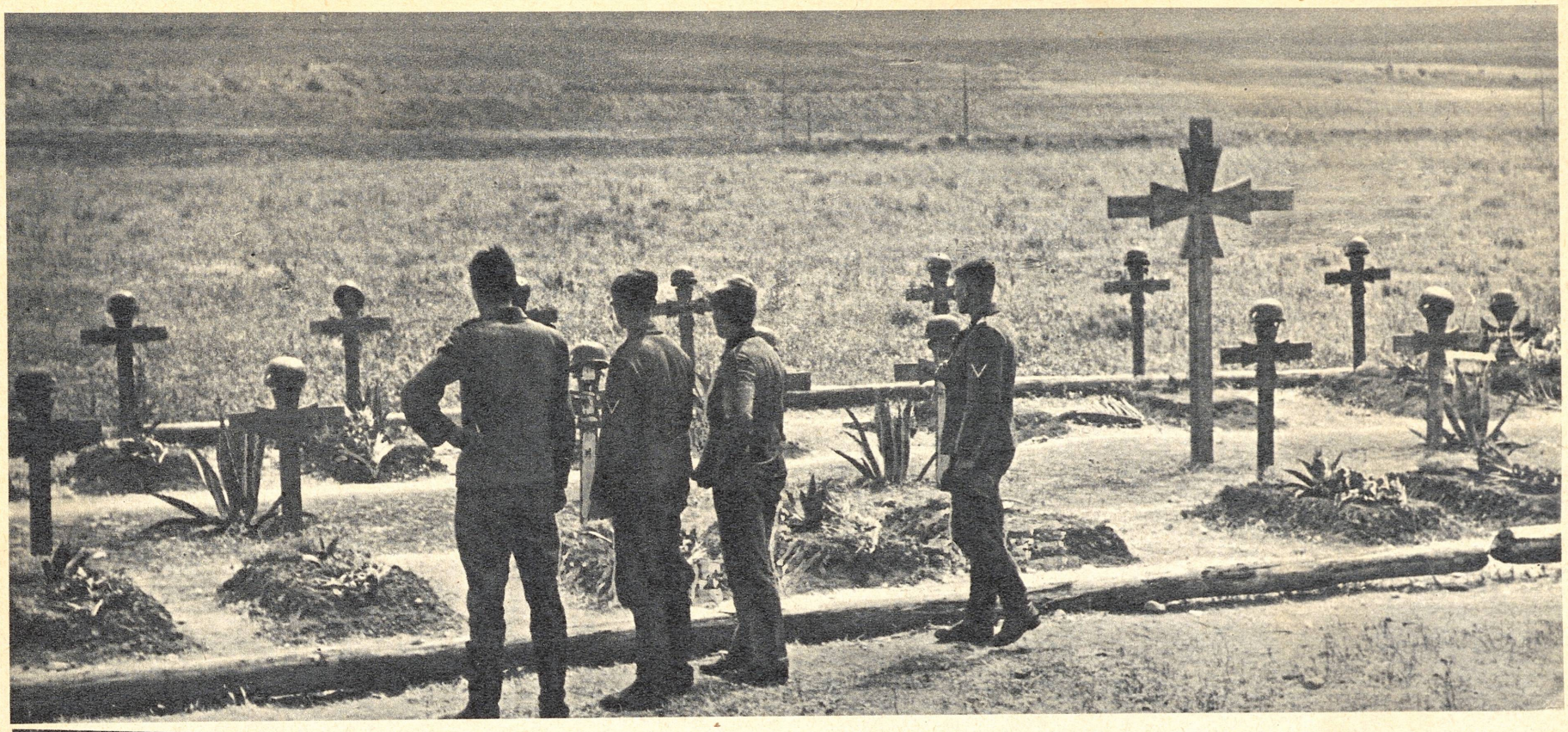
Auch die Betriebsstofflast, die jedes britische Kampfflugzeug infolge des längeren Flugweges benötigt, ist rund 55% größer als diejenige, die das deutsche Flugzeug mit dem kleineren Flugweg beansprucht. Da aber erst 130 britische Flugzeuge die gleiche Bombenlast tragen, die 100 deutsche Flugzeuge befördern, ergibt sich auf britischer Seite sogar ein Mehrverbrauch an Betriebsstoff von 100%! Das bedeutet gerade für Großbritannien einen sehr empfindlichen Mehraufwand an Tankertonnage.

Ebenso ist der Verschleiß des einzelnen Kampfflugzeuges und besonders seiner Triebwerksanlage auf britischer Seite bei jedem Flug um 55% größer. Hieraus ergibt sich nicht nur die Notwendigkeit einer entsprechend umfangreicheren Instandsetzungsorganisation, sondern auch ein erhebliches Mehr an Ersatzflugzeugen und -Motoren. Der laufende Nachschub an Fluggerät muß, wenn man den Flugzeugen beider Gegner die gleiche Lebensdauer zubilligt, auf englischer Seite rund doppelt so groß sein wie auf deutscher, abgesehen von dem durch Feindeinwirkung notwendig werdenden Ersatz!

Die Bedingungen, unter denen Großbritannien die deutsche Überlegenheit im Luftkrieg einholen und tatsächliche Luftparität erreichen könnte, sind damit klargestellt. Seine Frontverbände an Kampfflugzeugen müßten zahlenmäßig rund um ein Drittel stärker sein als die deutschen Verbände und der laufende Nachschub an Kampfflugzeugen müßte doppelt so hoch sein wie der entsprechende Nachschub auf deutscher Seite. Dann erst könnte die RAF die gleiche Bombenabwurf-Leistung erzielen wie die deutsche Luftwaffe. Die damit der britischen Luftrüstung selbst unter Einrechnung der amerikanischen Hilfsleistung gestellte Aufgabe bietet aber keine Aussicht auf eine Lösung.

Die Schwierigkeiten, die letzten Endes darin bestehen, daß Großbritannien und seine Lieferstaaten auf die Dauer doppelt so viel Fluggerät erzeugen müßten wie Deutschland, um nur einen Gleichstand mit der deutschen Luftwaffe zu erreichen und zu halten, könnten nur durch eine außerordentliche Überlegenheit auf technischem Gebiet ausgeglichen werden. Aber gerade in dieser Beziehung sind die Aussichten auf Erfolge gegenüber der außerordentlich hoch entwickelten deutschen Industrie denkbar klein. Die nachteiligen Folgen, die sich aus den eingangs dargelegten Entfernungsunterschieden ergeben, können auch nicht durch den Einsatz größerer Flugzeuge mit erhöhter Tragfähigkeit ausgeglichen werden, denn derartige Flugzeuge beanspruchen auch zu ihrer Herstellung einen entsprechend höheren Aufwand an Arbeitszeit, Baustoffen und industrieller Ausrüstung.





Der Kampf geht weiter. *Fallschirmjäger, vor neuem Einsatz stehend, verabschieden sich von ihren Kameraden, die beim Kampf um Korinth ihr Leben ließen*

Nach Korinth – Kreta ...

Deutsche Fallschirmjäger — von Einsatz zu Einsatz



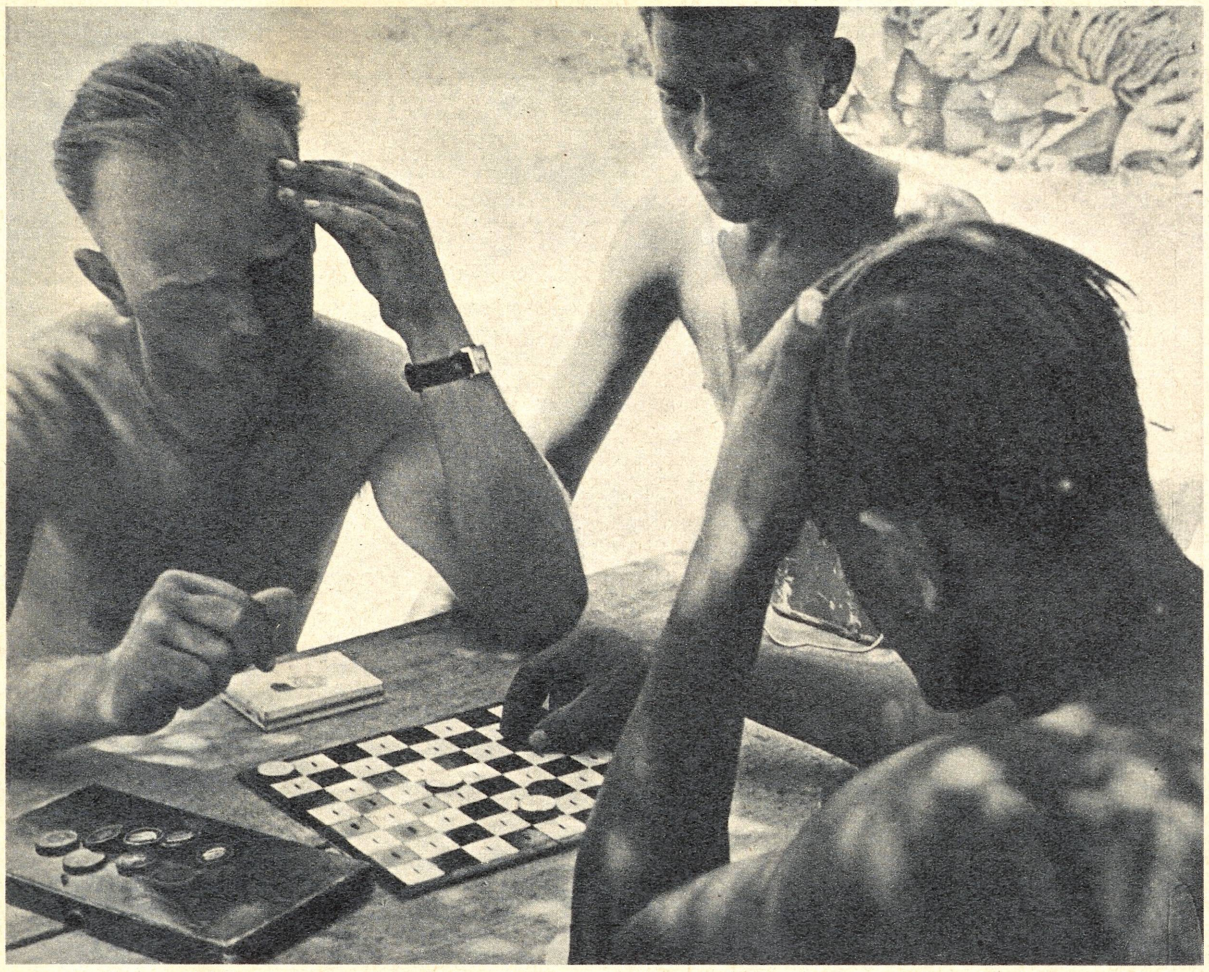
Morgen geht es nach Kreta ... *Im Zeltlager der Fallschirmjäger bei Korinth werden die letzten Vorbereitungen getroffen. Immer aufs neue wird die Karte von Kreta studiert, auf der die Absprungstellen der einzelnen Kompanien eingetragen sind*



Auch die kleinsten Dinge sind wichtig. *Die Sprungbandagen werden kritisch geprüft und für den bevorstehenden Absprung bereitgelegt*



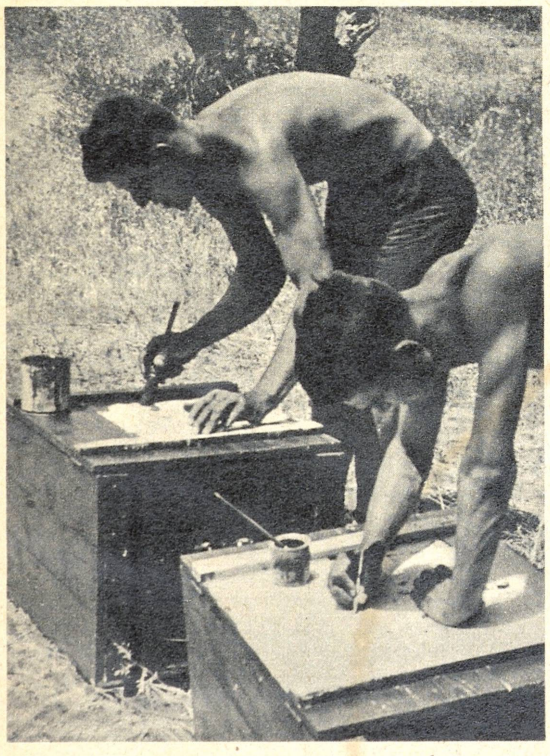
Die größte Sorgfalt *erfordert das Verpacken von Waffen und Munition in den Waffenbehältern, die dann später gleichzeitig mit den Fallschirmjägern abgeworfen werden*



Wenn das kein kaltes Blut ist . . . ! *Nur noch ein paar Stunden trennen diese Männer von einem neuen Kampf auf Leben und Tod und doch haben sie Ruhe genug, eine Partie „Dame" wichtig zu nehmen*



Figaro weiß sich zu helfen. *Der kurze militärische Haarschnitt hat unter der Glutsonne Griechenlands seine Annehmlichkeiten. Die Waffenbehälter geben einen famosen Barbierstuhl ab*



In Kreta sehen wir uns wieder . . . *Das persönliche Gepäck wird reisefertig gemacht und dem Nachschub zur Betreuung übergeben*

PK. Gronefeld (7), PK. Bischhaus



Soldaten fallen vom Himmel. *Der Einsatz auf Kreta klappt planmäßig, die Fallschirmjäger — diese junge Waffengattung — haben ihren bisherigen stolzen Erfolgen einen neuen Triumph hinzugefügt*

VÖLKERBUND? — VÖLKERGEMEINSCHAFT!

Was Genf unmöglich war, und was in Zukunft möglich sein wird

Von F. W. von Oertzen

Ist das alles wirklich erst neun Jahre her? In der großen Glasveranda des alten Völkerbundspalais in Genf saßen an einem Nachmittag im Februar 1932 die 14 Mitglieder des Völkerbundsrates um den riesigen hufeisenförmigen Tisch. Die Bänke der Zuhörer und Journalisten waren fast leer; denn auf der Tagesordnung stand als einziger Punkt: „Deutsche Beschwerde gegen Litauen in Sachen der Verwaltung des Memellandes."

Am Vormittag, während einer wichtigen Kommissionssitzung der großen Abrüstungskonferenz, war ein französischer Journalist vor dem Anschlag mit der Tagesordnung der Ratssitzung für den Nachmittag einen Augenblick stehengeblieben; dann hatte er sich gelangweilt abgewendet und gemurmelt: „A bas, une querelle allemande", und wie er dachten nicht nur die meisten anderen Zeitungsmänner, sondern auch die Mehrzahl der Mitglieder eines hohen Völkerbundsrates. Der Vorsitzende dieser Tagung, der weißhaarige französische Rechtsanwalt und damalige Außenminister Paul Boncour, spielte verträumt mit dem kleinen Hammer, dessen Schläge auf dem schweren grünen Fries des Ratstisches mit der obligaten Formel „La séance est ouverte" oder „La séance est fermée" Anfang und Ende jeder Ratssitzung zu verkünden hatten. Der Vertreter Chinas, der sich noch am Tage zuvor bei der Debatte über das japanische Shanghai-Unternehmen im Mittelpunkt des Weltinteresses gesehen hatte, schlief fest, aber so formvollendet diskret, daß man versucht war, seine gelöste Haltung wie eine artistische Leistung zu bewundern. Die beiden litauischen Vertreter am unteren Ende des großen Hufeisens unterhielten sich gedämpft auf deutsch. Eine Tatsache, die nur den Beobachter wundern konnte, der nicht wußte, daß der Außenminister Dr. Zaunius ein früherer preußischer Assessor war und auch der Berliner Gesandte Sidzikauskas besser deutsch als litauisch sprach.

Und inmitten dieses Bildes eines sichtlich gelangweilten Völkerfriedens um den grünen Fries des Ratstisches verlas der deutsche Staatssekretär von Bülow in wohlgedrechseltem Diplomatenfranzösisch die Beschwerde des Deutschen Reiches über die schamlose Vergewaltigung deutscher Menschen durch die Regierung des litauischen Zwergstaates. Er verlas sie in sicherem Bewußtsein, daß diese gelangweilten Herren des Rates der „Société des Nations" weder daran dachten, wirkliche Abhilfe zu schaffen, noch dazu faktisch und praktisch in der Lage gewesen wären.

Was hätten sie auch tun sollen?

Der Völkerbund des Jahres 1919 war eine sicherlich nicht von vornherein schlecht gemeinte, aber im Ansatz verfehlte Konstruktion der Väter der Pariser Vorortverträge; denn an seiner Wiege standen zwei einander ausschließende Grundgedanken. Einmal entsprang die Völkerbundsidee dem nachzitternden Grauen einer Welt, die viereinhalb Jahre lang den blutigsten aller Kriege hatte ertragen müssen, und zum andern wünschten die Großmächte unter den sogenannten Siegerstaaten ein Instrument zu schaffen, mit dem sie in der Lage waren, ihre Ideenkonzeption von einer Neugestaltung Europas und der Welt in die Wirklichkeit umzusetzen. Wären die von den alliierten Staatsmännern als Kriegsziele solange und so laut proklamierten politischen Ideale einer gerechten und sinnvollen europäischen Neuordnung wirklich durchgeführt worden, so wäre jene nagende Unruhe und Furcht nicht notwendig gewesen, die dazu führte, einmal in den Friedensdiktaten den Mittelmächten Dauerfesseln anzulegen und darüber hinaus noch im Völkerbund ein Gremium zu schaffen, das die Aufsicht über die Gefesselten ausüben sollte.

Auf der anderen Seite aber konnte und wollte man natürlich vor der eigenen öffentlichen Meinung auch gegenüber den unterlegenen Mittelmächten jene demokratischen Ideale nicht völlig über Bord werfen, für die man viereinhalb Jahre zu kämpfen vorgegeben hatte. Es mußten also im Völkerbundspakt, als dem sichtbaren Ausdruck der siegreichen demokratischen Ideenwelt, die demokratischen Formen so weit wie möglich gewahrt werden.

Jener ominöse Artikel 16

Alle diese unlösbaren inneren Widersprüche wurden nun in dem Paragraphenwerk des Völkerbundspaktes ziemlich beziehungslos nebeneinander gestellt. So erklärt sich das Abrüstungsversprechen, und so erklärt sich auch — neben vielen anderen logischen Widersprüchen des Vertragswerkes — jener ominöse Artikel 16, der von der Hilfeverpflichtung der Völkerbundsmitglieder gegen einen Friedensstörer sprach. Die praktische Arbeit des Völkerbundes in allen großen politischen Fragen mußte von vornherein durch diese Widersprüche gelähmt werden, und zwar in erster Linie deshalb, weil für Beschlüsse des Rates oder der Vollversammlung (assemblée) nicht nur Einstimmigkeit vorgesehen war, sondern vor allem, weil es keine vollziehende Gewalt gab, die einen Beschluß oder Spruch des Rates nötigenfalls mit Gewalt hätte durchführen können.

Dieser Umstand machte sich bereits in den ersten Jahren nach 1919 außerordentlich peinlich und prestigemindernd im Völkerbund bemerkbar. In allen Fragen der osteuropäischen Grenzziehung, die in den Friedensdiktaten weitgehend offen gelassen worden waren, mußte der Völkerbund tatenlos zusehen, daß seine Lösungsversuche und Beschlüsse von den unmittelbar Beteiligten — in erster Linie also von Polen — beiseite geschoben und mißachtet wurden. Das galt sowohl für das Suwalki-Gebiet und den Wilna-Streit wie für das Problem der West-Ukraine. In allen diesen Fällen kümmerte sich das Völkerbundsmitglied Polen nicht im mindesten um die Genfer Beschlüsse.

Es lag daher nicht fern, daß man in Kreisen, die den Völkerbundsgedanken wirklich ernst nahmen, in immer stärkerem Maße den Gedanken ventilierte, durch ergänzende internationale Vereinbarung dem Völkerbund „Zähne" zu geben, d. h. ihn in die Lage zu versetzen, seinen Beschlüssen notfalls auch mit Gewalt Geltung verschaffen zu können. Der Artikel 16 des Völkerbundspaktes war dazu nicht ausreichend, weil er — bewußt oder unabsichtlich — mit der theoretischen Annahme klarer Rechtsverhältnisse im Falle einer Friedensstörung rechnete und dazu von dem Angreifer (aggresseur) als einem in jedem Einzelfalle klaren Begriff ausging. In Wirklichkeit aber lagen die Verhältnisse niemals so eindeutig klar. Insbesondere dann nicht, wenn es sich etwa darum handelte, daß der Völkerbund einen Spruch gefällt hatte, durch den z. B. der Staat A zugunsten des Staates B handelnd etwas unternehmen sollte. Ueberging der Staat A diesen Spruch und rührte sich nicht, so mußte die prekäre Frage auftauchen, ob dann der Staat B im Sinne des Völkerbundspaktes als Angreifer anzusehen sei, wenn er seinerseits mit Gewalt versuchte, den Beschluß des Bundes oder des Rates zu vollziehen.

Theorie und Praxis

In der Theorie hätte man vielleicht — wie das später in der Genfer Schiedsgerichtsakte von 1928 tatsächlich versucht worden ist — die These aufstellen können, daß jeder Staat, der sich entweder einem Schiedsgerichtsverfahren zur Regelung internationaler Streitigkeiten entzog oder einen Schiedsspruch oder Ratsbeschluß unbeachtet ließ, als Angreifer zu gelten habe. In der Praxis aber stieß diese Theorie auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Mitgliedsstaaten des Völkerbundes waren ja stets in erster Linie und eigentlich ausschließlich selbständige und souveräne Gebilde mit naturgegebenen politischen Lebensinteressen, zumindest aber mit durchaus eigenen politischen Ambitionen, die sich mit denen anderer Staaten weit häufiger kreuzten, als daß sie sich mit ihnen gedeckt hätten.

Da nun der Völkerbundspakt selbst eine klare und verbindliche Definition des Angreiferbegriffes nicht gab, auf Grund deren die Bestimmungen des Artikels 16 des Paktes allein hätten Leben gewinnen hönnen, war es notwendig, für diese entscheidend wichtige Frage zusätzliche internationale Vereinbarungen zu treffen. Derartige Vereinbarungen waren aber weder praktisch zu erreichen, noch lagen sie überhaupt im Bereiche einer denkbaren politischen Möglichkeit. Einmal war dazu der Kreis der Mitgliedschaft des Völkerbundes viel zu weit gezogen. Es mußte tatsächlich unbillig erscheinen, wenn etwa die südamerikanischen Völkerbundsmitglieder für eine Völkerbundsaktion in Osteuropa oder in Asien herangezogen werden sollten. Andererseits mußte es grundsätzlich zu ernsten Bedenken Anlaß geben, wenn man einer internationalen Instanz das Recht zubilligte, über so eminent nationale Souveränitätsrechte zu entscheiden, wie es der kriegerische Einsatz der militärischen oder auch nur der wirtschaftlichen Kräfte eines Staates nun einmal ist.

Die absurde Idee der Völkerbundsarmee

Gleichwohl hat man mit dem berühmten Genfer Protokoll von 1924, dessen geistiger Vater der damalige englische Premierminister MacDonald war, den Versuch gemacht, ein Zusatzabkommen zum Völkerbundspakt zu schaffen, durch das dem Bunde eine tatsächliche Vollzugsgewalt gegeben werden sollte. Ein Versuch, der naturgemäß zu völligem Scheitern verurteilt werden mußte, selbst wenn er nicht auf Veranlassung Frankreichs von den Staaten der damaligen Kleinen Ententen und anderen französischen Trabanten sehr geschickt sabotiert worden wäre.

Noch weit absurder aber war die im Laufe der Jahre in den verschiedensten Formen auftauchende Idee einer „Völkerbundsarmee". Eine derartige Armee, über deren möglichen oder eigentlich besser gesagt unmöglichen militärischen Wert man kein Wort zu verlieren braucht, konnte schon deshalb niemals zustande kommen, weil die militärischen Großmächte — damals in erster Linie Frankreich — nach dem selbstverständlich gefaßten Grundsatz demokratischer Parität in dieser seltsamen Gründung stets ein aus-

Fortsetzung auf Seite 11



Im Lichtmeer der Wüste

Die Mannschaft eines deutschen Zerstörer-Flugzeuges genießt schweigend ihre kurze Rast. Kein Windhauch bewegt das karge Gestrüpp, die heiße Luft schmeckt nach Sand und Benzin und zuweilen knistert das Metall des Riesenvogels in der sengenden Hitze. PK.-Sturm

Abendland und Morgenland

Mohammedanischer Besuch bei unseren Fliegern auf dem Balkan

Aufnahme: PK. Wundshammer

Fortsetzung von Seite 8

Völkerbund? — Völkergemeinschaft!

schlaggebendes Uebergewicht besitzen mußten, was von vornherein die Verwendung dieses Völkerbundsvollzugsorgans gegen die Interessen dieser Großmächte ausschließen mußte. Frankreich und Italien als territoriale Militärgroßmächte und England als maritime Weltmacht wären also als Objekte des Vollzugs von Völkerbundsbeschlüssen nach wie vor ausgefallen; ganz davon abgesehen, daß diesen Mächten stets ausreichende politische Druckmittel zur Verfügung standen, um das Zustandekommen eines einstimmigen Ratsbeschlusses gegen ihre Interessen von vornherein zu verhindern.

Auf der anderen Seite aber wurde während der ganzen praktischen Lebenszeit des Genfer Bundes gerade die Unterstützungsfrage aus dem Artikel 16 stets dann ins Treffen geführt, wenn es sich darum handelte, das Abrüstungsversprechen des Völkerbundspaktes zu verwirklichen. Da es ein internationales Vollzugsorgan für die Beschlüsse des Bundes nicht gibt — so argumentierte man —, müssen wir zur Erfüllung unserer Bundespflichten aus dem Artikel 16 wenigstens unsere nationalen militärischen Mittel stark genug erhalten. Ergo können wir gar nicht oder doch nur in einem nicht nennenswerten Umfange abrüsten.

Damit aber war auch schon der oberste ideelle Grundsatz des ganzen Bundes, die demokratische Gleichheit aller Mitglieder im Rahmen des Völkerbundes, verlassen und praktisch ad absurdum geführt. Die großen Mächte, die den Weltkrieg mit der Parole demokratischer Ideale geführt hatten, lähmten durch ihr Gewicht den ausgleichenden demokratischen Pendelschlag der Bundesarbeiten, weil ihre staats-individualistischen Interessen naturgemäß im Vordergrunde standen und für sie die politische Apparatur des Völkerbundes keineswegs das Instrument einer erträumten Weltdemokratie, sondern in der Hauptsache das international erweiterte Werkzeug ihrer Staatspolitik war.

Starke Entschlüsse und Verträge — auf dem Papier

Die aus diesen grundsätzlichen Gegebenheiten entspringende Ohnmacht des Völkerbundes übertrug sich von den großen politischen Problemen naturgemäß auch auf jene nicht absolut politischen Arbeitsgebiete des Bundes, auf denen man eigentlich noch am ehesten positive Leistungen hätte erwarten können, ob es dabei um die Frage der Bekämpfung des mißbräuchlichen Rauschgifthandels oder um Maßnahmen gegen den internationalen Mädchenhandel ging.

Dabei war auf diesen und anderen sozusagen „neutralen" Arbeitsgebieten oft die Leistung der Arbeitskommissionen des Bundes ganz ausgezeichnet. In den Archiven des Genfer Völkerbundspalastes liegen sicherlich noch heute viele Zentner von sauber zusammengestelltem und wissenschaftlich wertvollem Material besonders auf statistischem Gebiet. Sobald es jedoch darum ging, aus diesen guten und wertvollen Kommissionsberichten praktische Folgerungen zu ziehen, trat das übliche Genfer Bild wieder in Erscheinung. Auf manchen Spezialgebieten, wie z. B. bei der Bekämpfung des Rauschgifthandels, wurden sogar starke Entschlüsse gefaßt und gebilligt. Da aber jeder dieser Beschlüsse zu seiner Verwirklichung eines neuen internationalen Vertragsinstrumentes bedurfte, weil ja Entschließungen des Völkerbundes für die Mitglieder in ihrer Eigenschaft als souveräne Staaten keine Verbindlichkeit besaßen, so blieben alle diese vom Völkerbund entworfenen internationalen Verträge bloßes Papier. Denn da es stets mehrere Staaten gab, die einem derartigen Abkommen die Ratifizierung verweigerten, so waren selbstverständlich so große Lücken in dem geplanten Vertragsnetz vorhanden, daß im Laufe der Zeit auch jene Staaten, die zunächst ratifiziert hatten, von dieser Ratifikation wieder zurücktraten.

So wurde Genf zur politischen Börse

Ganz besonders kraß war diese Erscheinung selbstverständlich auf dem Gebiete der großen Politik. Hier kam es allerdings zumeist erst gar nicht zu wirklichen Entschlüssen des Bundes oder des Rates, da sich in fast jedem Fall von vornherein die politischen Interessen der Mitglieder zu diametral gegenüberstanden, als daß die notwendige Stimmeneinheit zu erzielen war. Aber selbst da, wo — wie im Falle des Genfer Protokolls von 1924 — ein tatsächlicher Vertragsentwurf nach grauenvollen Intrigen und beschämenden Kuhhandeleien zustande kam, war die Zahl der Mitglieder, die in ihrer Eigenschaft als souveräne Staaten das Protokoll durch die Ratifikation als verbindlich anerkannten, noch weit geringer als sonst. Das Genfer Protokoll, die im Sinne der Völkerbundsidee vielleicht bedeutendste Arbeit des Bundes, ist im Laufe der Zeit nur von ganz wenigen Staaten, darunter von keiner Großmacht, ratifiziert worden.

Die Folge dieser fortgesetzten Mißerfolge war die zunehmende Völkerbundsmüdigkeit gerade der kleinen und mittleren Staaten, die immer deutlicher erkannten, daß der Bund niemals in der Lage sein werde, die ihm ursprünglich zugedachte Aufgabe eines anerkannten Schiedsrichters der Welt zu erfüllen. Immer mehr sanken auf diese Weise die viermal jährlich stattfindenden Tagungen des Völkerbundsrates und die einmal im Jahr zusammentretende Vollversammlung des Bundes auf das Niveau internationaler politischer Börsen herab; man kam wohl noch regelmäßig nach Genf, in erster Linie aber nicht mehr um der eigentlichen Bundesarbeit willen, sondern weil sich dort die führenden Staatsmänner und Parteigrößen aus aller Herren Länder trafen und infolgedessen die Gelegenheit zu zwanglosen Aussprachen geboten war.

Wie schnell das Prestige des Bundes sank, konnte jeder aufmerksame Beobachter daran erkennen, daß selbst die Kreise, die eigentlich schon um ihrer demokratischen Grundhaltung willen die energischsten Vertreter der wahren Völkerbundsideale hätten sein müssen, etwa vom Jahre 1927 begannen, den Börsencharakter des ganzen Genfer Betriebes als das Wesentliche der gesamten Institution zu betrachten. Es war uns allzu verständlich, daß bei einem derartigen börsenartigen Betriebe, dessen Hauptgewicht bald nicht mehr in den Sitzungssälen der Kommissionen und des Rates und noch weniger auf der Rednertribüne der Vollversammlung, sondern in den Wandelgängen und Erfrischungsräumen oder in den Genfer Hotelhallen lag, als fast einzige Frucht die politische Gerüchtemacherei üppig in den Halm schoß. Die große internationale Presse hatte dabei ihre denkbar beste Konjunktur, und allmählich verschoben sich die Bedeutungsakzente immer mehr in die Richtung des unverantwortlichen internationalen Journalismus, der hier seine größte, wenn auch nicht immer seine bestduftende Blüte erlebte. Dieser Blüte wieder hatte es der Völkerbund als Ganzes zu verdanken, wenn sein Ansehen in der öffentlichen Meinung vieler Mitgliedsstaaten trotz unzähliger offenkundiger Mißerfolge des Bundes immer wieder gestützt wurde; denn die große Presse konnte ihre eigene Machtstellung nicht besser dokumentieren als durch die Kampferspritzen, die sie — in ihrem eigensten Interesse — dem schon bedenklich siechenden Völkerbundskörper gerne und oft verabreichte.

Es ist natürlich im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes nicht möglich, die ganze Leidensgeschichte der Völkerbundsidee nachzuzeichnen. Nachdem der Bund in allen großen Fragen versagt hatte, die an ihn herangetreten waren, angefangen von dem Problem der eigenen Stärkung durch die Schaffung eines Vollzugsapparates bis zu seinem Debakel in der Abrüstungsfrage und in der Frage des chinesisch-japanischen Konfliktes, gelang es England unter der Beihilfe von Frankreich im Jahre 1935 noch einmal im Abessinien-Konflikt, so etwas wie eine große einheitliche Aktion des Völkerbundes gegen Italien zustande zu bringen. Aber selbst diese berüchtigten „Sanktionen" zeigten bei näherer Betrachtung eigentlich nur die Ohnmacht des Bundes, denn beinahe ebenso groß wie die Zahl der Teilnehmer an den Sanktionen war die Zahl der Vorbehalte und Einschränkungen, die von allen Seiten gemacht wurden.

Das Siegel — Übersiedlung nach USA

Nach dem Austritt der drei Großmächte Deutschland, Japan und Italien, denen sich bald eine ganze Reihe von anderen Staaten anschlossen, wurde bald nach dem Fiasko der anti-italienischen Sanktionen der Genfer Bund auch in den Augen derer ein Leichnam, die aus den verschiedensten Gründen noch immer an den Erfolg irgendwelcher Wiederbelebungsversuche geglaubt hatten. Und es war eigentlich nur noch das Siegel unter ein bereits vollstrecktes Todesurteil, als Ende 1939 die Reste des Völkerbund-Sekretariats das prunkvolle neue Völkerbundspalais am Ufer des Lac Leman verließen und nach den Vereinigten Staaten übersiedelten, die niemals Mitglied des Genfer Bundes gewesen waren.

Das im Ansatz verfehlte und in der Durchführung mißglückte Völkerbund-Experiment wird nicht wiederholt werden. Auch die treuesten Anhänger des Völkerbundgedankens können bei einiger Ueberlegung diesen Wunsch nicht haben.

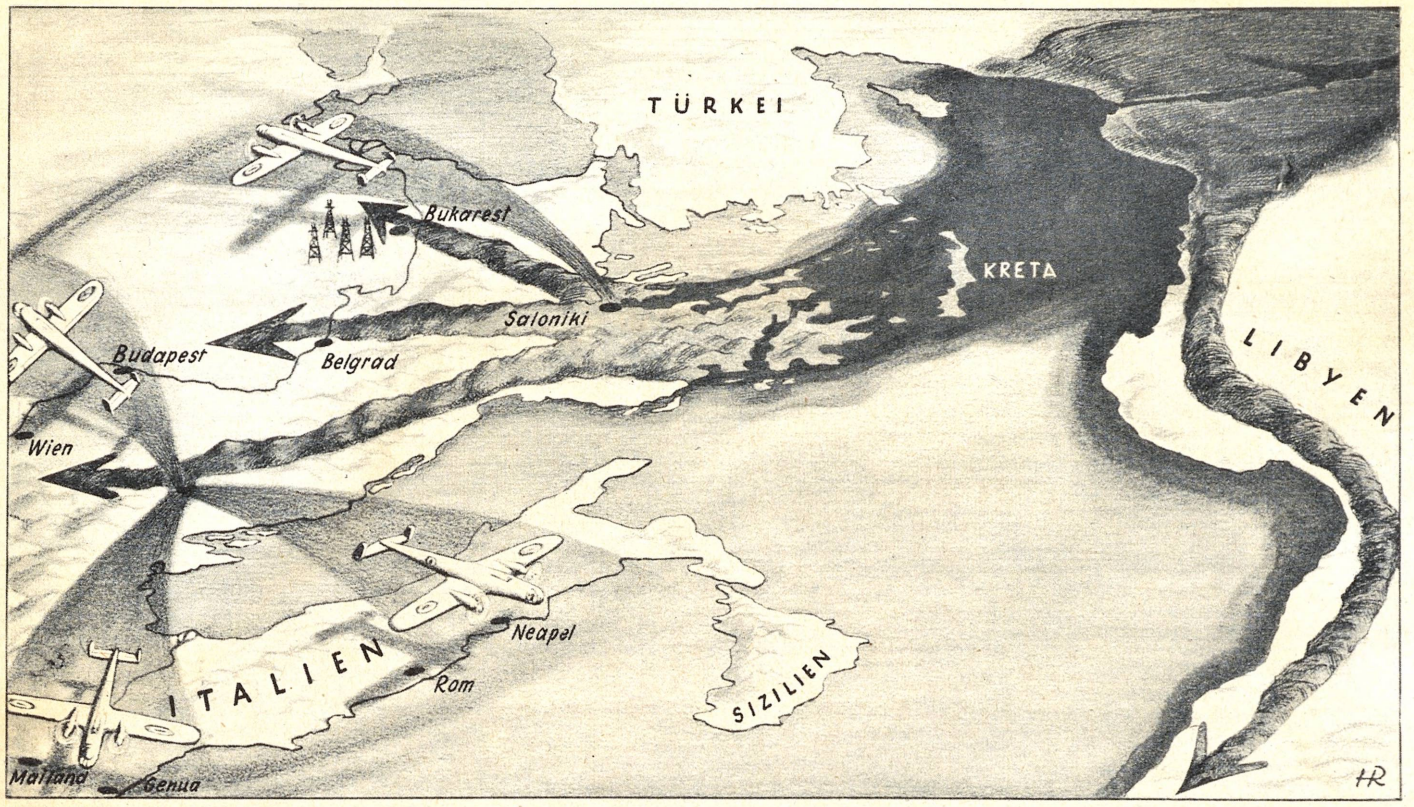
Wohl aber wird der Ausgang dieses Krieges eine neue europäische Völkervereinigung bringen, die nicht auf einer blutlosen Konstruktion, sondern auf politischen, wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen von entscheidendem Gewicht beruht.

Die geistigen Grundlagen der neuen Völkergemeinschaft

Die Formen dieser neuen europäischen Völkergemeinschaft unter dem Schutze der Achsenmächte sind naturgemäß heute noch nicht im einzelnen zu bestimmen. Wohl aber zeichnen sich bereits die geistigen Grundlagen ab, auf denen sich diese Gemeinschaft aufbauen kann und wird. Solange der Krieg noch nicht beendet ist, mag es beinahe vermessen erscheinen, schon von dieser neuen Gemeinschaft der europäischen Völker zu sprechen; denn noch gibt es eine Reihe von europäischen Staaten, die den Zerfall der alten Zerrissenheit und das Ende eines ewigen Gegeneinander im engen europäischen Raum als einen Verlust beklagen. Diese Trauer derjenigen, die im Kampf für ein ungeheuer gefährliches Idol unterlegen sind und heute noch an den Folgen dieser Niederlage leiden, ist vielleicht menschlich verständlich. Aber diese Gefühle müssen im wohlverstandenen Interesse des ganzen abendländischen Raumes zurücktreten; denn in einer Welt, die politisch und wirtschaftlich mit Großräumen und Kontinenten rechnet, ist schon aus praktischen Erwägungen kein Platz mehr für eine verbissene demokratische Eigenbrötelei.

Europa wird nach der endgültigen Ausschaltung des britischen Einflusses auf unserem Kontinent noch hart zu ringen haben, um den ihm zukommenden Platz in der Welt einzunehmen. In diesem Ringen ist eine Zusammenfassung aller Kräfte notwendig. Aber wir wissen, daß auch die beste organisatorische Zusammenfassung auf die Dauer versagen muß, wenn sie nicht von einer lebendigen geistigen Kraft getragen wird. So wird auch eine europäische Völkergemeinschaft nur dann wirkliches Leben gewinnen, wenn sie sich auf die Wirklichkeit einer internationalen sozialen Praxis stützt, die jedem Gliede der neuen Schicksalsgemeinschaft den seinem Wesen, seinem Wert und seiner sozialen Leistung für die Gemeinschaft entsprechenden Platz sichert.

Was die Formen dieser europäischen Völkergemeinschaft anbetrifft, so läßt sich heute nur das eine mit Sicherheit sagen: da die Ausgangslage der neuen Gemeinschaft sich von den internationalen Situationen gründlich unterscheidet, aus der das verfehlte Experiment des Völkerbundes entsprang, so wird jener innere Widerspruch einer auf blassen Theorien beruhenden Konstruktion mit der politischen Wirklichkeit von vornherein vermieden werden. Die Achsenmächte werden als die geistig und politisch leitenden Vormächte des neuen Europa mit starker innerer Sicherheit an den Neubau Europas herangehen können. Die neue Gemeinschaft tritt aber nicht nur innerlich stark ins Leben, sondern sie wird in den siegreichen Armeen der Achsenmächte über einen Schutz der europäischen Völker verfügen, aufgebaut auf dem Gedanken einer klaren sozialen Ordnung, wird damit jene „Zähne" haben, an deren Mangel der unselige Völkerbund nicht zuletzt zugrunde gehen mußte.



Die militärische Lage am Balkan bis zum Morgen des 6. April 1941: *In Griechenland steht ein englisches Landungskorps, 50000 Mann etwa. Die Flugplätze auf dem Balkan sind mit englischen Maschinen besetzt. Noch rollt ständig Nachschub an: ein aus dem Weltkrieg bekannter englischer Plan ist wieder aufgenommen — Deutschland und seinen Verbündeten Italien aus dem Südosten anzugreifen. Von den Flugstützpunkten in Griechenland und Jugoslawien aus liegen die rumänischen Ölfelder, die Donau, Osteuropas Lebensader, Bukarest, Budapest, Wien, München, Mailand, Rom für Flugangriffe in bedenklicher Nähe. Ein Vorstoß der vereinigten jugoslawischen, griechischen und britischen Truppen in die Po-Ebene, nach Ungarn, die Slowakei und nach Rumänien rückt von Tag zu Tag näher. Wie alle diese Absichten schon in ihren Anfängen zerschlagen werden, schildert der folgende Bericht.* Zeichnung: Heinisch

Der Balkanfeldzug gegen England

Von Harald Weberstedt, Hauptmann im Oberkommando der Wehrmacht

England braucht eine neue Angriffsbasis

Das erste Kriegsjahr brachte der englischen Politik und Kriegführung eine Niederlage nach der anderen. Polen war in wenigen Wochen zerschlagen worden. Mit der Besetzung Norwegens war der geplante Stoß Englands in die nördliche Flanke des Reiches vereitelt. Nach dem siegreichen Feldzug im Westen war England in die Verteidigung gedrängt.

Es ist daher verständlich, wenn England in dieser Lage alles versuchte, um wieder zu einer aktiven Kriegführung gegen das Reich zu kommen. Immer wieder wurden in London Stimmen laut, die erkennen ließen, daß der Krieg nur durch eine Zerschlagung der deutschen Wehrmacht und eine Besetzung des Landes zu gewinnen sei.

Stoß in die Südostflanke

England griff daher den alten Weltkriegsplan wieder auf, vom Südosten Europas her dem Reich in die Flanke zu stoßen. Dazu mußte unter allen Umständen und mit allen Mitteln eine Befriedung des Balkans durch Deutschland verhindert werden. Es mußten Regierungen gefunden werden, die bereit waren, ihre Völker für die englischen Interessen einzusetzen und gegebenenfalls auch zu opfern. Unter ihrem Schutz und mit ihrer Mithilfe war es dann möglich, starke Truppenkontingente auf dem Balkan zu konzentrieren, um bei günstiger Gelegenheit von Südosten nach Deutschland vorzustoßen. Schon vorher sollte die Kriegswirtschaft des Reiches durch Sperrung des Schiffsverkehrs auf der Donau und durch Inbesitznahme oder wenigstens Zerstörung des rumänischen Erdölgebietes empfindlich gestört werden. Nach Verlegung stärkerer Teile der britischen Luftwaffe auf den Balkan konnte von dort aus der Luftkrieg gegen Deutschland intensiver als bisher geführt werden. Das ganze Reichsgebiet lag dann im Bereich auch größerer Verbände der britischen Bomber.

So verlockend dieser Plan für England und den von ihm gewünschten weiteren Verlauf des Krieges war, so wenig durfte die Führung des Deutschen Reiches warten, bis der Plan ausgeführt war. Obwohl sich bereits im Herbst 1940 und im Winter 1940/41 die englischen Absichten deutlich abzeichneten, bewies die Reichsregierung auch hier wieder eine unendliche Ruhe und Geduld. Sie wollte jegliches unnütze Blutvergießen vermeiden und wartete bis zur letzten Minute, ob nicht doch noch die von England eingespannten Regierungen im Interesse ihrer Völker zur Vernunft kommen würden. Erst später stellte sich auf Grund der bei dem Feldzug erbeuteten Dokumente heraus, daß nicht politische Erwägungen und Verantwortungsgefühl, sondern häufig private Geldinteressen, bei denen das englische Pfund eine ausschlaggebende Rolle spielte, die leitenden Persönlichkeiten gebunden und festgelegt hatten.

Die beiden Opfer

Deutschland hatte als größter Handelspartner der Balkanstaaten dort ausschließlich wirtschaftliche Interessen. Die Rohstoffe und landwirtschaftlichen Produkte dieser Staaten sind die gegebenen Tauschobjekte für die Industrieprodukte des Reiches. Deutschland hat daher lediglich Interesse daran, daß in diesen Staaten Ruhe und Ordnung herrscht. Die Staatsformen und sonstigen innerpolitischen Verhältnisse berühren das Reich nicht.

Im Verfolg dieser Politik hatte Deutschland gemeinsam mit dem verbündeten Italien manchen Streit geschlichtet und auch damit einen nicht unwesentlichen Beitrag zum Frieden in Europa gegeben. Ein Balkanstaat nach dem anderen trat dem Drei-Mächte-Pakt bei und zeigte damit seinen Willen, gemeinsam mit Deutschland und Italien an dem Neuaufbau Europas mitzuwirken.

Griechenland war nach der Annahme der politischen Garantie durch die Westmächte im April 1939 immer mehr in englische Abhängigkeit gekommen. Die Dokumente, die in La Charité in Frankreich gefunden wurden, beweisen eindeutig, daß sich Griechenland seit Kriegsbeginn zuerst im geheimen und dann immer offener auf die Seite der Westmächte stellte. Erwähnt seien hier nur die Besprechungen zwischen den griechischen und französischen Generalstäben über die Landung eines Expeditionskorps in Saloniki, die Zustimmung zur geheimen Durchfuhr französischer Flugzeuge, die für Polen bestimmt waren, und die Genehmigung der Landung britischer Truppen auf der Insel Kreta. Eine britische Expeditionsarmee, modern und mit allen Waffen ausgerüstet, sowie starke Verbände der RAF wurden auf das Festland verlegt und laufend verstärkt. Ende März 1941 betrug die Stärke der in Griechenland gelandeten britischen Truppen 40000 bis 50000 Mann, nach amerikanischen Angaben sogar 200000 Mann.

In **Jugoslawien** zeigte sich bereits nach dem Sturz der Regierung Stojadinowitsch im Februar 1939, daß dort Elemente die Überhand zu gewinnen schienen, die Gegner einer Freundschaft mit Deutschland waren und das Ziel hatten, das Land den Westmächten in die Hände zu spielen. Die Geheimakten des französischen Generalstabes bringen zum Beispiel den eindeutigen Beweis, daß Jugoslawien bereits im Sommer 1939, also vor Kriegsausbruch, durch seinen Generalstab Besprechungen mit den Westmächten über das geplante Saloniki-Unternehmen abhielt. Es erklärte sich weiterhin bereit, unter äußerlicher Wahrung der Neutralität während des Krieges Transporte für England und Frankreich zu unterstützen und Nachrichten mit diesen Mächten auszutauschen. Selbst noch nach dem Zusammenbruch Frankreichs wurde am 11. Juni 1940 dem französischen Gesandten in Belgrad erklärt, Jugoslawien sei gewillt, sofort an die Seite Frankreichs zu treten, falls sich das Blatt wieder wenden sollte.

Obwohl der Reichsregierung diese Vorgänge bekannt waren, hoffte sie dennoch auf die Einsicht und Friedensliebe der jugoslawischen Staatsführung und lud im Herbst 1940 auch diesen Staat zum Beitritt in den Drei-Mächte-Pakt ein. Sofort setzte England alle seine Druckmittel ein, um diesen Schritt zu verhindern. Die öffentliche Meinung wurde mit Nachrichten, Meldungen und Gerüchten bearbeitet, die vor keiner Lüge zurückschreckten, die Regierung durch drohende Noten und Demarchen derartig beeinflußt, daß sie lange zögerte, den Beitritt zu vollziehen. Deutschland erleichterte Jugoslawien den Entschluß dadurch, daß es seine besonderen Wünsche großzügig berücksichtigte.

Als dann am 25. März 1941 in Wien der Beitritt vollzogen wurde, schienen Vernunft und Einsicht gesiegt zu haben. Jedoch unmittelbar danach setzte England durch seinen Geheimdienst und die von ihm abhängigen serbischen Militärkreise alle Mittel ein, um die Regierung, die den Pakt unterzeichnet hatte, vor dem Volk als Verräter hinzustellen und zu stürzen. Durch englische Rundfunksendungen in serbischer Sprache rief man die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Regierung auf. Es sind das alles wohl einmalige Beispiele für die Einmischung einer auswärtigen Macht

in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates. Der Staatsstreich der englandhörigen Elemente gelang. Der Prinzregent mußte fluchtartig das Land verlassen. Der Ministerpräsident und der Außenminister wurden verhaftet und der minderjährige Peter als Scheinkönig ausgerufen. England hatte damit in den Regierungen Griechenlands und Jugoslawiens die Werkzeuge gefunden, die bereit waren, auch gegen die Interessen ihrer eigenen Länder ihre Völker für England zu opfern.

In Teile zerschlagen und besiegt

Auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht und nach seinen Weisungen begannen am 6. April 1941 um 5 Uhr 20 die Operationen gegen England auf dem Balkan. In dieser Stunde begann der vierte große Feldzug dieses Krieges. Es begann die vierte Schlacht um den Kontinent, um die letzte große Angriffsbasis, die sich England zu Lande geschaffen hatte. Ist diese Schlacht für den Verlauf des Krieges schon deshalb denkwürdig, weil durch sie England aus der letzten breiten Ausgangsstellung zum Angriff auf Europa geworfen wurde, so ist sie es nicht weniger kriegsgeschichtlich. Brachte der Polenfeldzug den ersten großartigen Einsatz der Panzerwaffe in gewaltigen Umfassungsschlachten, bewies Norwegen, daß man auch gegen eine zahlenmäßig überlegene Feindflotte über See weg operieren kann, zerstörten die frontalen Durchbrüche der Schlacht in Frankreich den Glauben an die Maginot-Linie und an den Grabenkrieg, so bewies der Feldzug in Jugoslawien und Griechenland zweierlei: Einmal den anpassungsfähigen, schöpferischen Ideenreichtum der deutschen Führung, die gerade aus der Hauptschwierigkeit, aus der Ungunst des Geländes nämlich, ihre Pläne gestaltete. Sie benützte die wenigen, für moderne, motorisierte Verbände geeigneten Täler in den Balkangebirgen, um mitten durch die feindlichen Fronten und Aufmärsche hindurchzuschneiden, die großen Verbände des Gegners zu trennen und einzeln zu zerschlagen. An seinem Ende aber steht die kriegsgeschichtlich erstmalige Tat der Luftwaffe. Sie setzt, 250 Kilometer über das Meer hinweg und völlig auf sich allein gestellt, Truppen zur Eroberung einer Insel an, die ein ausrüstungs- und zahlenmäßig überlegener Gegner, von einer starken Flotte unterstützt, fest in den Händen zu halten scheint

Am ersten Tag: Zwei entscheidende Schläge

In den Morgenstunden des 6. April griffen starke Verbände der deutschen Luftwaffe die Festung Belgrad an. Sie zertrümmerten die Befestigungsanlagen, zerstörten Kasernen, Eisenbahnen und Nachrichtenverbindungen. Die Angriffe wurden während des ganzen Tages und der folgenden Nacht wiederholt. Nichts beleuchtet wohl ihren Erfolg besser als die Tatsache, daß durch sie die Regierung und die militärische Führung Jugoslawiens gezwungen wurden, die Hauptstadt zu verlassen.

Am frühen Morgen des gleichen Tages nahm eine kleine Abteilung ausgesuchter deutscher Soldaten am Eisernen Tor das serbische Ufer der Donau durch einen kühnen Handstreich in Besitz. Sie vereitelte damit den vor allem von England ausgearbeiteten Plan einer Sperrung der Donau. Zwei weitere Versuche des Feindes, durch Versenkung von Schleppzügen den Schiffsverkehr für lange Zeit zu unterbinden, konnten ebenfalls verhindert werden.

So war innerhalb 24 Stunden die Lebensader des Balkans, die Donau, vor schwerer Schädigung bewahrt und zugleich das Gehirn der jugoslawischen Wehrmacht so schwer verletzt, daß die Leitung der militärischen Operationen in den nächsten Tagen und Wochen unter diesem Schlag verhängnisvoll litt.

Der erste Schnitt

Unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls List überschritten Teile einer deutschen Armee, die mit der Masse in Süd-Bulgarien aufmarschiert war, überraschend die serbische und griechische Grenze.

Panzer- und Infanterie-Divisionen brachen in harten Kämpfen den zähen Widerstand der 3. serbischen Armee. Schon am zweiten Angriffstag konnte der Vardar bei Skoplje und Veles überschritten werden. Dieser 100 Kilometer tief in den Feind geführte Stoß war von großer Bedeutung für den weiteren Verlauf des Feldzuges. Die jugoslawischen und griechisch-britischen Streitkräfte waren in zwei Teile zerschnitten, die nun ohne Verbindung miteinander operieren mußten. Die 3. serbische Armee war zerschlagen, ihre Reste wurden in den folgenden Tagen vernichtet oder gefangengenommen. Das Gelände, durch das der Angriff führte, war bergig und unwegsam und gab dem Verteidiger immer wieder Möglichkeiten zum Widerstand. Die wenigen Straßen und Wege können mit denen anderer europäischer Länder nicht verglichen werden.

Der zweite Schnitt

Eine andere Kräftegruppe der Armee List hatte die schwere Aufgabe, die griechischen Befestigungen an der bulgarischen Grenze zu durchbrechen und mit starkem rechtem Flügel auf Saloniki vorzustoßen. Die „Metaxas-Linie" war eine seit Jahren mit allen modernen Mitteln ausgebaute Befestigungszone, in einem für den Verteidiger idealen Gelände gelegen. Betonbunker mit zahlreichen Maschinenwaffen, festungsartig ausgebaute Höhenstellungen und Sperren gegen Schützen und Panzer zeigten die Stärke dieser Anlage. Das zwischen den Werken liegende Gelände schien unpassierbar zu sein. Die von griechischen Elitetruppen verteidigte „Metaxas-Linie" galt als uneinnehmbar. Gebirgs- und Infanterie-Divisionen, wirksam unterstützt von der Luftwaffe, durchbrachen in erbitterten Nahkämpfen am dritten Angriffstag die Befestigungen am Rupel-Paß und ostwärts davon im Rhodope-Gebirge. Auf dem rechten Flügel stießen Panzertruppen durch den Südostzipfel Serbiens vor, brachen dort hartnäckigen Widerstand und besetzten am Morgen des 9. April die bedeutende Hafenstadt Saloniki. Damit war wieder eine Teilung der feindlichen Kräfte gelungen. Noch am gleichen Tage kapitulierte die ostwärts des Vardar stehende griechische Armee.

Befreiung Kroatiens

Eine weitere deutsche Armee unter dem Befehl des Generaloberſten Freiherr von Weichs war am 6. April in Kärnten, Steiermark und West-Ungarn in der Versammlung begriffen. Auch diese Tatsache ist ein Beweis dafür, daß Deutschland diesen Kampf weder gewollt noch vorbereitet hatte. Diese Armee trat am Morgen des 10. April zum Angriff nach Süden an, nachdem sich Teile von ihr zusammen mit Grenzschutzverbänden an den vorhergehenden Tagen in Besitz der Karawanken-Pässe und mehrerer Übergänge über Drau und Mur gesetzt hatten. Eine Panzer-



Am 6. April 5 Uhr 20 morgens: *Bis dicht an die Stellungen des Gegners haben sich die deutschen Infanteristen und Gebirgsjäger herangearbeitet. Noch deckt sie das Morgengrauen. Schon sind die Stukas unterwegs, um pünktlich auf die Minute — 5 Uhr 20 — ihre ersten Bomben in die Grenzbefestigungen Jugoslawiens und Griechenlands zu werfen* Aufn.: PK.-Habedank



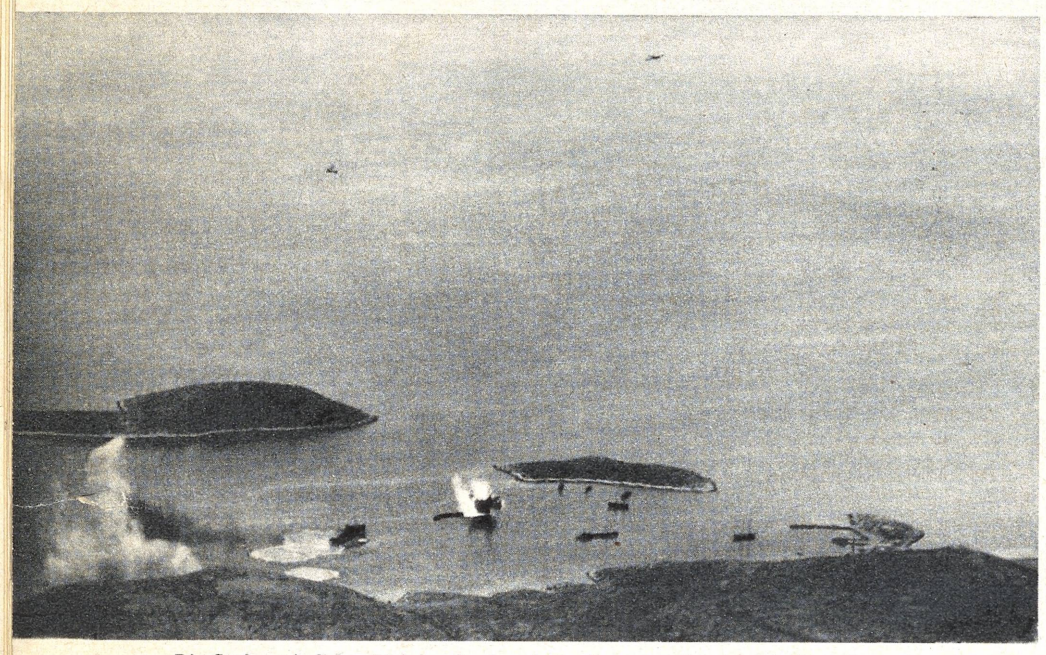
Mitten in der Metaxas-Linie: *Infanterie hat die schweren Bunker in der Metaxas-Linie in direktem Angriff genommen. Jetzt ist der Weg frei zu den raschen Durchstößen durch Griechenland, die einerseits das griechische Heer vom jugoslawischen, andererseits die griechischen Armeen untereinander in wenigen Tagen trennen werden. Dieser operative Gedanke macht die schweren Kämpfe in den Gebirgsketten des Grenzlandes nötig, und nur die vorzügliche Einzelausbildung des deutschen Infanteristen, der (Bild unten) jede Deckung geschickt auszunützen versteht, erspart hier große Opfer*





Vom Einsatz der Luftwaffe

Ein Sturzbomber windet sich durch die Flaksperren. *Er und seine Kameraden werden ihr Ziel erreichen, wie die ganze deutsche Luftwaffe ihre Aufgabe in diesem Feldzug erfüllt hat. Als Aufklärer, Transporter, Bomber und Sturzkampfbomber flogen die Maschinen ihre Einsätze. Ohne die Luftwaffe wäre der rasche und durchschlagende Erfolg im Balkan undenkbar* Aufnahmen: PK.-Wundshammer (8)



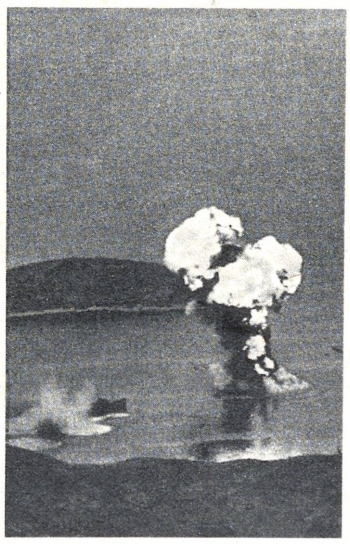
Die Stukas sind zum Ziel durchgebrochen, *die ersten Bomben sind gefallen. In der Mitte des Bildes sitzt ein Volltreffer mitten in einem Tanker. Oben in der Luft sieht man die ansetzenden und abziehenden Maschinen*



Aus dem getroffenen Tanker steigt eine Wolke hoch . . .



. . . glüht, während das Schiff zu brennen anfängt, dunkelrot auf . . .



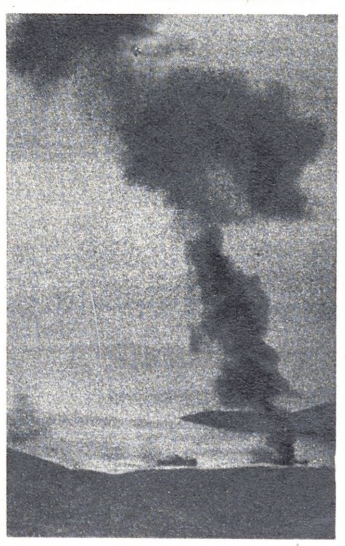
. . . wächst Hunderte von Metern in die Höhe und wechselt ihre Farbe in hellstes Zinnoberrot



Jetzt sind die Flammen verpufft. Eine pechschwarze Qualmwolke baut sich über das tiefblaue Wasser



Als wollte die Wolke den Sturzkampffliegern nachblicken, hebt sie sich höher, und zuletzt zerfließt sie . . .



. . . über einem der Schiffstriedhöfe dieses Feldzuges, der England über 1 100 000 Tonnen versenkten und beschädigten Schiffsraumes kostete

Division stieß von Nordosten auf Agram vor, durchbrach die ihr entgegentretenden serbischen Kräfte und zog am nächsten Morgen unter dem Jubel der Bevölkerung in die kroatische Hauptstadt ein.

Die serbische Nordarmee befand sich in voller Auflösung. Die kroatischen Truppenteile legten die Waffen nieder. Der selbständige Staat Kroatien wurde ausgerufen. Die innere Schwäche des Viel-Völker-Staates Jugoslawien trat offen zutage. Der Zerfall begann.

Von Agram her stießen schnelle deutsche Truppen über Karlstadt nach Westen vor und stellten am 12. April die Verbindung mit der aus Oberitalien angetretenen italienischen Armee her. Am gleichen Tage reichten sich auch nördlich des Ochrida-Sees deutsche und italienische Truppen die Hand.

Stoß von drei Seiten auf Belgrad

Am 12. April näherten sich von drei Seiten her deutsche Truppen der serbischen Hauptstadt. Die sich ihnen entgegenstellenden serbischen Divisionen wurden aufgerieben. Sie hatten nur die Wahl zwischen Flucht, Tod oder Gefangenschaft. Vergeblich versuchte der Feind, die vorbrechenden deutschen Schnellen Truppen und Panzer-Verbände durch umfangreiche Brückenzerstörungen und große Überschwemmungen aufzuhalten. Von Nordwesten waren Schnelle Truppen der Armee Weichs von vornherein auf Belgrad angesetzt worden. Motorisierte Infanterie und Waffen-SS der Armee List war aus der Gegend südlich Temesvar angetreten. Von Süden näherten sich Panzertruppen der Armee List unter dem Befehl des Generalobersten von Kleist Belgrad. Sie waren am 8. April aus der Gegend Sofia vorgebrochen, hatten am nächsten Tage bereits den wichtigen Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt Nisch genommen und mehrere serbische Divisionen, die sich ihnen zwischen Nisch und Belgrad entgegenstellten, zerschlagen. Die im Raum um Belgrad noch befindlichen feindlichen Kräfte wichen nach Südwesten in Richtung auf Sarajevo aus. Nachdem in den Abendstunden des 12. April eine kleine deutsche Abteilung in Belgrad eingedrungen war, wurde die Hauptstadt übergeben. Auch die Schnelligkeit dieser Operationen war nur möglich, weil die deutsche Luftwaffe die Luftüberlegenheit erkämpft hatte und auch behaupten konnte. Sie unterstützte selbstlos die oft schweren Kämpfe auf der Erde und gab den Verbänden des Heeres die notwendige Aufklärung über den Feind.

Ungarische Truppen stießen gleichzeitig auf Osijek und bis zur Donau beiderseits Novisad vor.

Nach einer Woche Kampf konnte über die Hälfte des serbischen Heeres als vernichtet gelten. Die feindliche Luftwaffe war lahmgelegt. Die unverantwortlichen serbischen Machthaber jedoch forderten zum weiteren Widerstand auf, während sie selbst ihre Flucht in das Ausland vorbereiteten.

Im serbischen Kessel

Die Reste des serbischen Heeres zogen sich in den Raum um Sarajevo und in das Bergland von Bosnien und Montenegro zurück. Es waren Anzeichen dafür vorhanden, daß der Feind versuchen würde, wenigstens Teile über das Meer nach Griechenland zu retten. Es kam nun für die deutsche Führung darauf an, dem Feind an der Klinge zu bleiben und ihn nicht mehr zur Ruhe kommen zu lassen. Wieder gab es große Aufgaben für die Panzer-Divisionen und Schnellen Truppen. Aus dem Raum um Karlstadt und aus der Gegend Belgrad, Nisch stießen sie den serbischen Verbänden nach, überholten fliehende Regimenter oder griffen sie in der Flanke an, umzingelten in der Versammlung begriffene Truppenteile oder überfielen Bataillone bei der Rast. Die deutsche Luftwaffe bombardierte feindliche Truppenansammlungen und Stabsquartiere und zerstörte Bahnhöfe und Kasernen. Vernichtende Sturzkampfangriffe trafen Marsch- und Kraftfahrzeug-Kolonnen und brachten Transportzüge zum Entgleisen. Der Londoner Rundfunk aber meldete am 14. April abends: „Die Jugoslawen haben jetzt begonnen, richtig zu kämpfen. Der deutsche Angriff in Südjugoslawien und an der griechischen Grenze hat völlig an Schwung verloren." — —

Italienische Truppen stießen an der Küste von Norden über Knin, Spalato auf Ragusa und Mostar, von Süden aus Albanien auf Cetinje vor.

Am 15. April hatten in Belgrad und Sarajevo Kapitulationsverhandlungen begonnen. Am nächsten Tage kapitulierte im Raum um Sarajevo die 2. serbische Armee, und am 17. April um 21.00 Uhr wurde die bedingungslose Kapitulation der gesamten jugoslawischen Wehrmacht unterzeichnet.

Die Zahl der serbischen Gefangenen betrug: 6298 Offiziere und 337 864 Unteroffiziere und Mannschaften. Die Kroaten und Mazedonier wurden meistens sofort wieder freigelassen. Die Beute an Kriegsgerät aller Art war gewaltig.

In elf Tagen war der eine Gegner vernichtet. Er hatte sich trotz aller Warnungen, auch gerade aus seinen eigenen Reihen, England verschrieben und muß nun die Folgen tragen. Die zahlreichen Versprechungen reichlicher Hilfe waren Theorie geblieben.

Verfolgung durch Griechenland

Noch war der Feldzug nicht zu Ende. Das britische Expeditionskorps in Griechenland „brannte darauf, an den Feind zu kommen und die Deutschen zu schlagen".

Nach der Kapitulation der griechischen Armee ostwärts des Vardar am 9. April kam es darauf an, zusammen mit den aus Albanien angreifenden italienischen Truppen die griechisch-britischen Kräfte zu schlagen. Schnelle Truppen und Waffen-SS der Armee List waren zum erstenmal am 10. April bei Florina auf britische Truppen gestoßen. In mehrtägigen Kämpfen wurden die Briten über den Aliakmon zurückgeworfen und am 14. April Kozani erobert. Aus dem Raum um Saloniki vorgehende Panzer- und Gebirgstruppen erzwangen den Übergang über den Unterlauf des Aliakmon. Die britischen Truppen wurden aus ihren gut ausgebauten starken Stellungen südlich des Flusses herausgeworfen und zogen sich fluchtartig nach Süden zurück.

Schon zu diesem Zeitpunkt stellte die deutsche Luftaufklärung Einschiffungen in den griechischen Häfen fest. Radio New York aber meldet am 15. April abends: „Die Engländer senden neue Truppenkontingente nach Griechenland. Die Nachricht, daß die englischen Truppen bereits aus Griechenland zurückgezogen werden, wurde in London dementiert und als feindliche Propaganda bezeichnet."

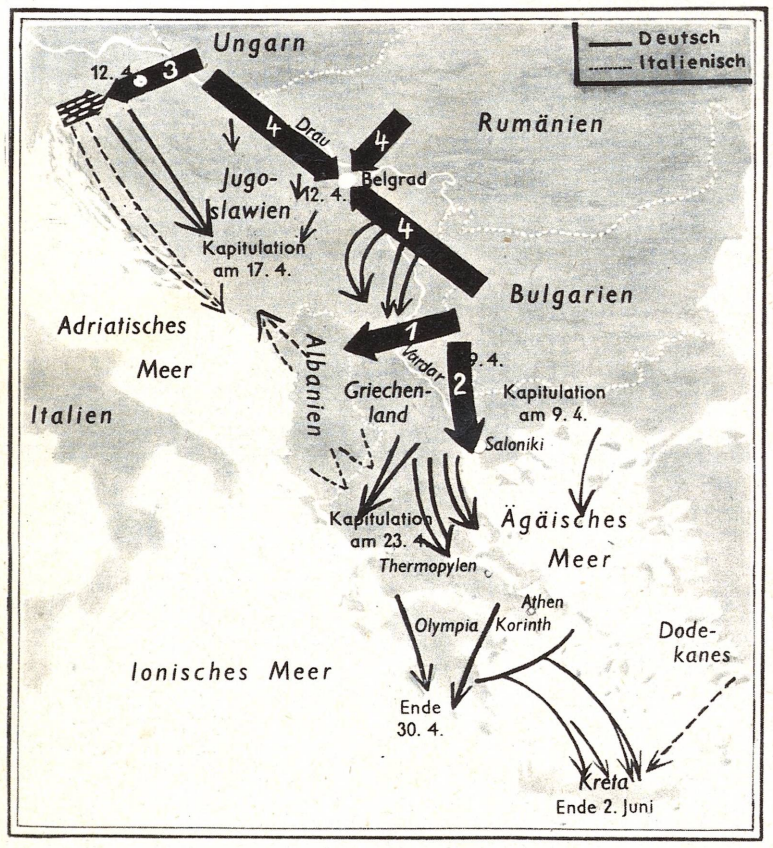
Am Olymp stellten sich britische Nachhuten erneut zum Kampf. Sie hatten die Aufgabe, den eiligen Rückzug vom griechischen Festland zu decken. In kühnem Vorstoß beiderseits des Gebirges gelang es, in die Tempe-Schlucht einzudringen und das Gelände südich des Olymp zu besetzen. Damit war auch hier der feindliche Widerstand gebrochen. Am 18. April hißten Gebirgsjäger auf dem fast 3000 m hohen Gipfel die Hakenkreuzflagge.

Unablässig verfolgt, zogen sich die Briten über Larissa auf Lamia zurück. Trotz

schlechter Wege und besonders großer Geländeschwierigkeiten konnten zähkämpfende Nachhuten überall geworfen werden.

Der Rückzug abgeschnitten

Während eine einzige deutsche Panzer-Division die am Olymp geschlagenen Briten weiter nach Süden verfolgte, stießen Verbände der Waffen-SS durch das schwierige Gelände des Pindus-Gebirges auf Yannina vor, das am 21. April genommen wurde. Damit war den aus Albanien zurückgehenden griechischen Divisionen die einzige Rückzugsstraße abgeschnitten. Die italienischen Verbände hatten in schweren Kämpfen die Griechen bis zur albanischen Grenze zurückgeworfen. Der Feind hatte in monatelanger Arbeit seine Stellungen ausgebaut und umfangreiche Straßen- und Brückenzerstörungen durchgeführt. Regen, Schnee und grundlose Wege hatten die Angriffe der Verbündeten erschwert. Am 23. April mußte die griechische Mazedonien- und Epirus-Armee kapitulieren, nachdem sie von den Italienern im Norden und Westen und von deutschen Truppen im Osten und Süden eingeschlossen war. Es war dies ein sichtbarer Erfolg der guten und reibungslosen Zusammenarbeit zwischen der deutschen und der italienischen Wehrmacht. Wegen der tapferen Haltung der griechischen Soldaten waren die Kapitulationsbedingungen ehrenvoll.



Der Feldzug der Schnitte. *Die Karte zeigt die vier großen Schnitte, mit denen die deutsche Wehrmacht die gegnerischen Streitkräfte voneinander trennte, um sie einzeln zu vernichten. Der erste Schnitt trennte die jugoslawische Wehrmacht von der griechischen, der zweite veranlaßte die östlich von Saloniki stehende griechische Armee zu kapitulieren, der dritte stellte wie der erste die Verbindung der deutschen und der italienischen Streitkräfte her und zerschlug die jugoslawische Nordarmee. Der vierte vernichtete weitere serbische Divisionen und zwang die Trümmer in den serbischen Kessel, wo sie kapitulierten. Dann begann die große Verfolgungsschlacht durch Griechenland und den Peloponnes gegen das britische Landungskorps, die mit dem kriegsgeschichtlich einmaligen Sprung auf die Insel Kreta endete* Zeichnung: Diederich

Von den Thermopylen nach Athen

An dem historischen Engpaß der Thermopylen war zwischen Meer und Gebirge die letzte geländemäßig besonders günstige Stelle, an der der deutsche Vormarsch auf dem griechischen Festland vielleicht doch noch aufgehalten werden konnte. Hier hatte der Feind seit Monaten Stellungen ausgebaut und verstärkt. Starke britische Nachhuten, Australier und Neuseeländer, stellten sich zum Kampf. Deutsche Panzertruppen griffen in der Front an und brachen in die Stellung ein. Gebirgsjäger eilten in Gewaltmärschen herbei und griffen unmittelbar nach ihrem Eintreffen auf dem Gefechtsfeld in den Kampf ein. Sie arbeiteten sich durch zerklüftetes und unwegsames Gelände vor, umfaßten die Stellung und öffneten so den Paß von Süden. Bei Stoßtruppunternehmungen wurden, unterstützt von Panzern, mehrere britische Batterien erbeutet.

Die Panzerdivision erreichte am 25. 4. Theben. Gleichzeitig landete eine motorisierte deutsche Abteilung auf der Nordspitze der Insel Euböa. Nach Säuberung der Insel vom Feind stieß sie bei Chalkis wieder auf das Festland vor. Vor Athen leistete der Feind jetzt nur noch schwachen Widerstand, der schnell gebrochen werden konnte. In den Morgenstunden des 27. April besetzten deutsche Truppen die griechische Hauptstadt. Alle berühmten Kulturdenkmäler waren unversehrt. Die deutsche Luftwaffe hatte sich auch hier bei ihren Angriffen ausschließlich auf militärische Ziele beschränkt.

Der Kampf ging weiter. Am 26. April nahmen deutsche Fallschirmjäger in kühnem Angriff aus der Luft den Isthmus von Korinth, besetzten die Stadt und sicherten den Kanal. Die Übergänge, die von den Briten ohne Rücksicht auf die griechischen Interessen zerstört worden waren, konnten in kurzer Zeit wieder hergestellt werden. Durch diesen mutigen Einsatz war die für die weitere Kriegführung im Mittelmeer bedeutende Durchfahrt von Korinth unversehrt in Besitz genommen worden. Die Fallschirmjäger nahmen etwa 1000 Briten und 1500 Griechen gefangen und verfolgten mit erbeuteten Kraftfahrzeugen die fliehenden Reste des Feindes.

Gleichzeitig setzten Verbände der Waffen-SS über den Golf von Patras auf den Peloponnes über. Andere motorisierte Truppen stießen über Korinth nach Süden vor. Wo Widerstand auftrat, wurde er in Kürze gebrochen. Die Reste des britischen Expeditionskorps befanden sich in voller Auflösung. In wenigen Tagen war der Peloponnes gesäubert. Mehrere tausend Briten, die die rettenden Schiffe nicht mehr erreichen konnten, ergaben sich. Aber auch Tausende von denen, die hofften, über das Meer entkommen zu können, wurden ein Opfer der seit vielen Tagen rollenden Angriffe der deutschen Luftwaffe. Der Feldzug auf dem Festland war damit beendet.

Auch an den deutschen Siegen in Griechenland hatte die Luftwaffe wieder besonderen Anteil. Sie trug durch ihre rollenden Angriffe auf griechische und britische Truppen und durch die dauernde Störung aller Verbindungs- und Nachschubstraßen zur Auflösung oder Übergabe vieler feindlicher Verbände bei.

Die britischen Verluste

Sobald die geplante Flucht der Briten erkannt war, richteten sich bei Tag und Nacht schwere Angriffe von deutschen Kampf- und Sturzkampfflieger-Verbänden gegen die feindliche Transport- und Handelsschiffahrt. Wie viele Truppen England dabei noch verlor, wird niemals wohl mit Sicherheit festgestellt werden können. Die griechischen Häfen wurden wahre Schiffsfriedhöfe. Noch Wochen später trieben Wrackteile versenkter Schiffe an den griechischen Küsten an. Mancher griechische Kapitän war von den Briten mit vorgehaltener Pistole zur Gestellung seines Schiffes und zur Fahrt für England gezwungen worden und büßte dabei sein Leben ein. Insgesamt versenkte die Luftwaffe von der britischen Fluchtflotte 75 Schiffe mit rund 400000 BRT und beschädigte 147 Schiffe mit rund 700000 BRT.

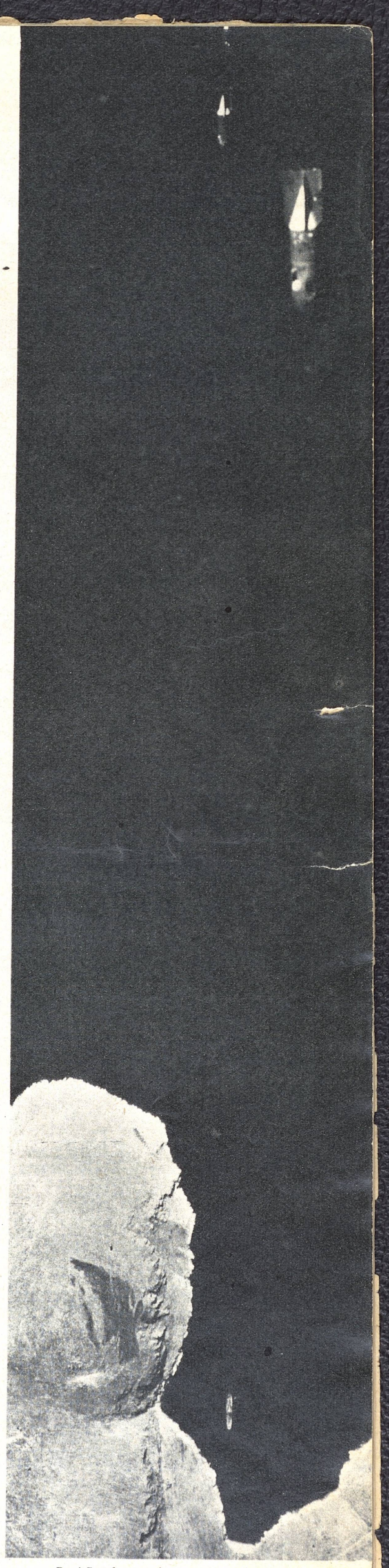
Die Zahl der gefangenen Briten betrug über 11000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Die griechischen Gefangenen wurden mit Rücksicht auf ihre tapfere und soldatische Haltung sofort in die Heimat entlassen.

Die Beute dieses Feldzuges beträgt nach den bisherigen, jedoch noch nicht abgeschlossenen Zählungen über 1500 Geschütze, Tausende von Maschinengewehren, über 600000 Handfeuerwaffen, Hunderte von gepanzerten und ungepanzerten Kraftfahrzeugen. Außerdem fielen große Vorräte an Lebensmitteln und Betriebsstoff sowie riesige Munitionsbestände für alle Waffen in die Hand des Siegers.

Eine Armee fliegt nach Kreta

Die wichtigsten griechischen Inseln im Aegäischen Meer waren in kühnen Einzelunternehmungen in der Zeit vom 15. bis 28. April durch Verbände des deutschen Heeres besetzt worden. Am 6. Mai erfolgte die Einnahme der vor der Küste Kleinasiens gelegenen großen Inseln Chios und Mitilene. Die Stoßtrupps, die ganz auf sich selbst gestellt waren, überwältigten die Besatzungen oder zwangen sie zur Übergabe. Italienische Verbände beendeten die Besetzung der Inseln der Cykladen-Gruppe am 11. Mai. Noch immer aber war Kreta in englischer Hand.

In den frühen Morgenstunden des 20. Mai begann der deutsche Überraschungsangriff auf diese Insel. Nachdem starke Kampf- und Sturzkampffliegerverbände feindliche Widerstandsnester.



Drei Bomben *und ganz unten das winzig klein aussehende Ziel ... ein Bild, das mit einmaliger Deutlichkeit die Schwierigkeit des Zielens auf Schiffe zeigt, zugleich ein Dokument für die gute Schulung der Flieger, wenn man an die Millionen Tonnen Schiffsraum denkt, die versenkt worden sind* Aufnahme: PK.-Schmidt



Hier landeten zum erstenmal Fallschirmjäger auf griechischem Boden: *Eine Luftaufnahme vom Isthmus von Korinth und dem Kanal, der für die englische Kriegsführung im Mittelmeer, während des letzten Teiles des Feldzuges aber für ihre Flucht große Bedeutung hatte. Die Fallschirmjäger, die etwa 1000 Briten gefangen nahmen, haben hier den englischen Fluchtweg verlegt und den Weg in den Peloponnes freigemacht*

Flakstellungen und Flugplätze bombardiert hatten, nahmen Fallschirmjäger und Luftlandetruppen wichtige Punkte an der Nordküste Kretas in kühnem Angriff aus der Luft.

Starke britische Flottenverbände suchten eine weitere Verstärkung der deutschen Truppen auf der Insel zu verhindern und mit schwerer Artillerie in den Kampf einzugreifen. So begann mit dem 20. Mai ein erbitterter Kampf deutscher Luftwaffenverbände gegen die britische Flotte im östlichen Mittelmeer. In fünf Tagen versenkten sie sieben britische Kreuzer oder Flakkreuzer, acht Zerstörer, fünf Schnellboote und ein Unterseeboot.

Englands Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer war erschüttert. Die britische Flotte mußte das Seegebiet nördlich Kreta räumen. Vier weitere britische Kreuzer und zahlreiche andere Schiffseinheiten wurden durch italienische See- und Luftstreitkräfte vernichtet.

Die Luftlandung auf der Insel erfolgte zunächst an mehreren Stellen der Nordküste. Der Schwerpunkt lag im Westen. Hier konnten Fallschirmjäger nach harten und wechselvollen Kämpfen den Flugplatz Malemes in Besitz nehmen und halten. Von hier begann dann vier Tage nach der Landung bereits der planmäßige Angriff gegen die Hauptkräfte des Feindes, die im Raum um die Hauptstadt Chania zusammengezogen waren. Die Briten verteidigten sich in gut ausgebauten Widerstandsnestern und Ortschaften. Nach erbitterten Kämpfen, zum Teil Mann gegen Mann, wurde am 27. Mai Chania genommen und die den Briten als Flottenstützpunkt dienende Suda-Bucht erreicht. Damit war ein bedeutender Erfolg errungen und die Lage auf der Insel gesichert.

Ohne Pause wurde der sich immer wieder zäh wehrende Feind nach Osten verfolgt. Es kam jetzt auf die schnelle Vereinigung mit den weiter ostwärts kämpfenden Fallschirmjägern an. Am 29. Mai wurde Rethymnon besetzt und damit der ostwärts der Stadt in schwere und ernste Kämpfe verwickelte Fallschirmjäger-Verband entsetzt. Schon am nächsten Tage konnte die Verbindung mit den bei Iraklion stehenden Fallschirmjägern aufgenommen werden. Sie hatten gegen eine vielfache Übermacht die Stadt und den Flughafen erobert.

Am 30. Mai wurde auch mit den italienischen Truppen die Verbindung hergestellt. Die Italiener waren zwei Tage vorher in der Ssitia-Bucht gelandet und von dort auf Jerapetra vorgestoßen.

Nachdem deutsche Gebirgsjäger am 1. Juni nördlich Sfakia im Gebirge die letzten Reste der britischen Truppen geschlagen hatten, war der Kampf beendet, Kreta feindfrei. Die deutschen Truppen hatten rund 11000 Briten und 5000 Griechen gefangengenommen sowie zahlreiche Panzerkampfwagen und Geschütze und große Mengen an Handfeuerwaffen, Munition, Betriebsstoff, Bekleidung und Lebensmitteln erbeutet.

Die Operationen auf der Insel konnten nur mit Erfolg durchgeführt werden, weil es der deutschen Luftwaffe gelungen war, in zähen und hartnäckigen Kämpfen die Luftherrschaft zu erringen und bis zum Siege zu halten.

Schwer waren die Kämpfe und ungeheuer die Anforderungen, die an die Truppe gestellt werden mußten. Es herrschte zum Teil eine Hitze von über 30 Grad im Schatten. Die Wasserversorgung bereitete große Schwierigkeiten. Das Gelände war bergig, unübersichtlich und unwegsam und bot somit dem Verteidiger an vielen Stellen günstige Gelegenheit zum Widerstand.

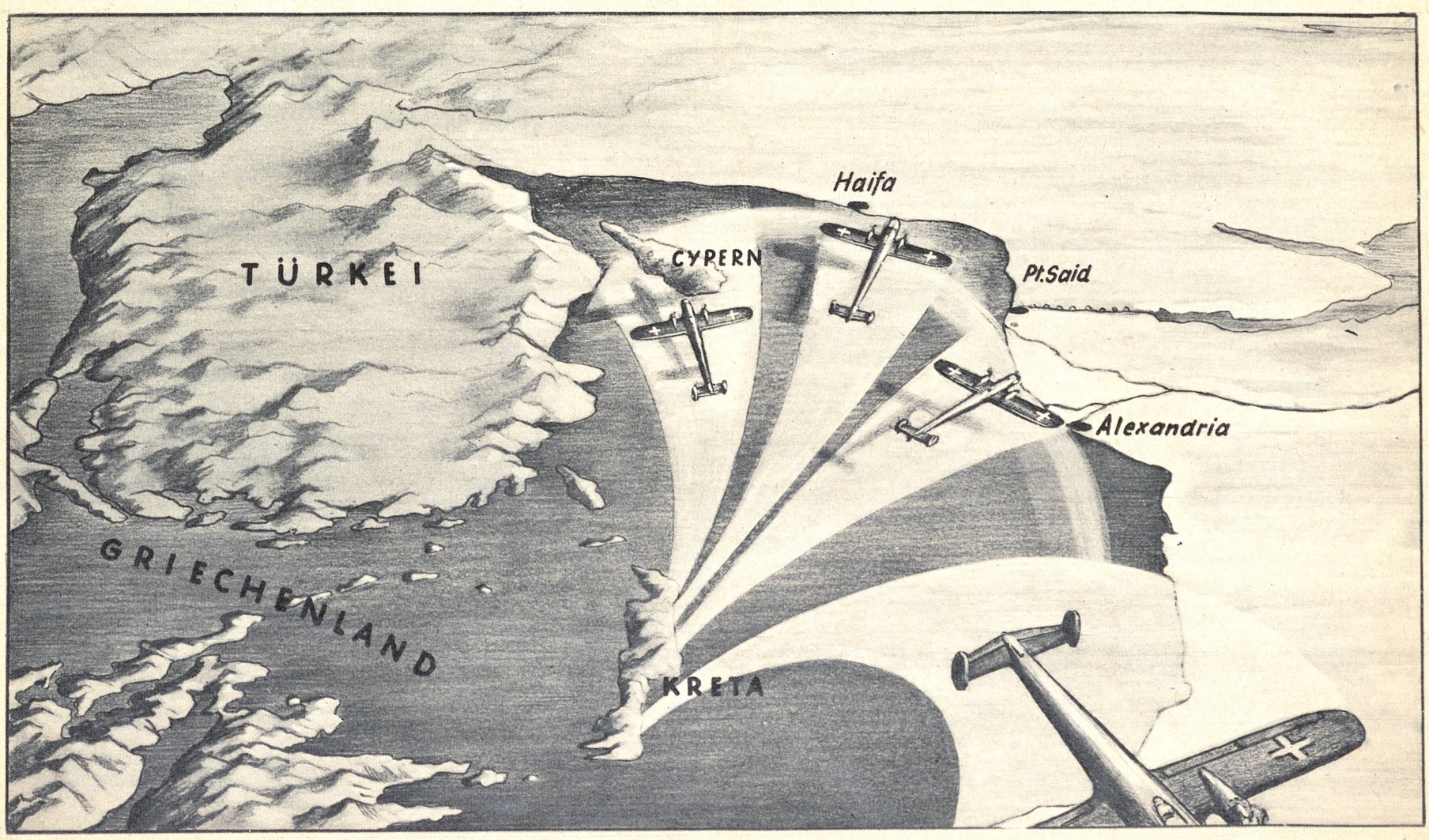
Der Feind hatte seit Monaten seine Stellungen ausgebaut. Er verfügte über zahlreiche Artillerie und Panzer. Beides stand den deutschen Truppen nicht zur Verfügung.

Geschichtlich erstmalig

Die Eroberung Kretas ist in der Art ihrer Durchführung und in ihrer Auswirkung gleichbedeutend.

Ohne daß Erfahrungen vorlagen, wurde erstmalig in der Kriegsgeschichte eine Luftlandung großen Stils mit Erfolg durchgeführt. Nur auf dem Luftwege konnten kampfkräftige Truppenteile aus Entfernungen von 300 bis 500 km und noch mehr mit Verpflegung und Munition versorgt und ständig mit schweren Waffen verstärkt werden. In kurzer Zeit waren sie so stark, daß sie gegen einen Feind, der in seinen schweren Waffen weit überlegen war und durch das Gelände begünstigt wurde, zum Angriff antreten konnten und ihn schlugen. Auch der Abschub der Verwundeten und Kranken auf dem Luftwege erfolgte reibungslos.

Damit war der ruhmreiche Balkanfeldzug beendet, von dem der Führer sagte: „Über diesen Feldzug kann man nur einen Satz schreiben: Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich."



Das bedeutet der Besitz von Kreta: *England hat mit Kreta die als Flottenstützpunkt ausgebaute Suda-Bucht verloren, von der aus im Norden das Aegäische Meer, im Westen das Ionische Meer und im Süden die nordafrikanische Küste beherrscht werden konnte. Für die deutsche Luftwaffe aber sind jetzt Nordafrika nurmehr 350 Kilometer, Alexandrien und Cypern nur noch knapp 600 Kilometer und der Suez-Kanal 750 Kilometer weit entfernt. Das östliche Mittelmeer steht unter der unmittelbaren Kontrolle der deutschen Luftwaffe, die sich im Kampf um Kreta der Air Force wie der Mittelmeerflotte Englands überlegen gezeigt hat* Zeichnung: Heinisch



Auf Kreta

In der Suda-Bucht *liegt, von der deutschen Luftwaffe versenkt, der englische Kreuzer „York". Deutsche Landungstruppen fahren an ihm vorbei zu der Insel, die inzwischen durch Fallschirmjäger und Luftlandetruppen vom Gegner gesäubert wird*

Aufnahme: Dr. Feitl

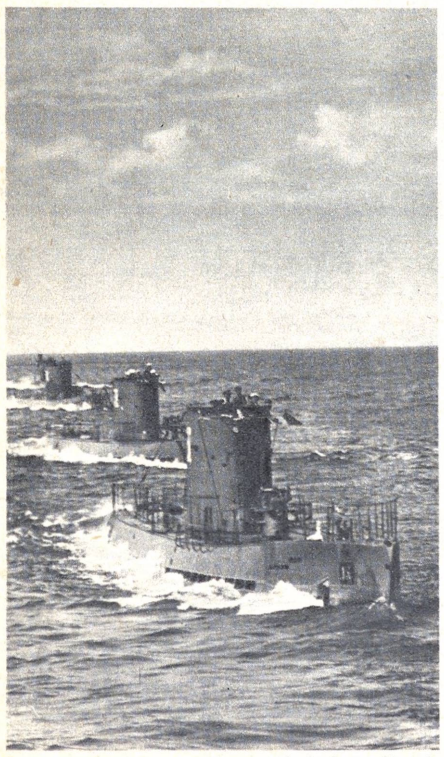
Ende

U-Boote im Weltkrieg und jetzt

Von Konteradmiral Gadow

Um die Äußerungen Churchills und anderer englischer Politiker, man werde mit der U-Bootgefahr diesmal ebenso „fertig" werden wie im Weltkrieg, ist es stiller geworden. Jedoch scheint eine neue Ermutigungskampagne geplant zu sein, um diesseits und jenseits des Atlantik der verheerenden Wirkung der Versenkungsziffern zu begegnen. Die britische Admiralität und Marine haben sich allerdings an den zuversichtlichen Beteuerungen niemals beteiligt. Auswärtige Beobachter, wie der französische General Duval und der amerikanische Admiral Pratt, sind darin ebenso zurückhaltend oder offen skeptisch und verweisen auf die ständigen britischen Rufe nach Zerstörern und anderen Begleitfahrzeugen zur Abwehr der U-Bootgefahr. Diese Gefahr ist demnach weit von ihrer Überwindung entfernt, und ein Vergleich mit der Situation im Weltkrieg liegt nahe.

Zunächst: es ist wohl allgemein bekannt, daß im Kriege 1914—1918 der Entschluß zur Bekämpfung der Handelsschiffahrt durch U-Boote erst spät und zögernd gefaßt, wiederholt durch politische Erwägungen gehemmt, und erst ab Februar 1917 mit aller Kraft verwirklicht wurde. Damit wurde dem Gegner kostbare Zeit geschenkt, sich auf die Abwehr dieser Gefahr taktisch und technisch einzustellen. Admiral Lord Jellicoe hat darüber in aller Offenheit in seinen Erinnerungen berichtet. Zu Beginn dieses vorletzten Weltkriegsjahres verfügte Deutschland über etwa 110 U-Boote (davon rund 40 „auf Station") und konnte diesem Bestand im Monat durchschnittlich 6 bis 8 Neubauten hinzufügen. Im Verlauf des vorhergehenden Jahres 1916 waren durch die Abwehr der Geleitfahrzeuge nach englischer Rechnung 22 U-Boote vernichtet worden, während 108 U-Boote neu zur Front getreten waren. Im Jahre 1917 ließ der Zuwachs zunächst nach, stieg dann wieder bis zu 13 im Monat und hielt sich 1918 zwischen 6 und 10 im Monatsdurchschnitt. Einem Verlust von 63 im Jahre 1917 stand ein Zugang von 87 gegenüber, im Jahre 1918 gingen 69 verloren und 85 wurden in Dienst gestellt. Das „Scheer-Programm" vom 1. Oktober 1918, das den Neubau von 376 U-Booten festlegte, mit einer Monatsproduktion von 33 bis 37 Booten, kam zu spät und konnte sich daher nicht mehr auswirken.



Aufnahme: Signal

Deutsche U-Boote auf der Fahrt gegen England

Bei den Produktionsmöglichkeiten ist ein zahlenmäßiger Vergleich mit der Gegenwart aus naheliegenden Gründen nicht am Platze. Es genügt jedoch der Hinweis, daß die damaligen Forderungen im 5. Weltkriegsjahr, bei fortschreitender Erschöpfung der Rohstoffe und der Arbeitskraft, von der Obersten Heeresleitung noch für möglich gehalten wurden, also ausführbar waren, während das Kriegsjahr 1941 uns im ungeschmälerten Besitz dieser beiden Faktoren findet. Es kommt hinzu, daß der Entschluß zum Handelskrieg mit U-Booten diesmal sogleich zu Kriegsbeginn gefaßt und durch keinerlei Rücksichten gehemmt oder verzögert wurde, und daß die Notwendigkeit dieser Kriegführung vorausschauend erkannt war. Der „Start" ging also unter bedeutend günstigeren Umständen vor sich, als im Weltkrieg, wenngleich die Reihenproduktion naturgemäß ihre Anlaufzeit erforderte. Natürlich wurde von Anfang an das nötige Material für den U-Bootbau bereitgestellt und ebenso das erforderliche Personal und die Ausbildungsmöglichkeiten.

Drei strategische Möglichkeiten

Für die Überwindung der U-Bootgefahr nennt der Admiral Jellicoe rückblickend drei strategische Möglichkeiten, die im ganzen heute noch dieselben sind:

1. Die U-Boote am Auslaufen zu verhindern.
2. Sie auf See zu bekämpfen.
3. Einen verstärkten Handelsschutz durchzuführen.

Um die erste dieser Möglichkeiten zu verwirklichen, stellten die Engländer im Weltkrieg Überlegungen darüber an, ob man die deutschen Kriegshäfen niederkämpfen und sperren oder wenigstens eng blockieren könne. Dabei wurde erwogen, ob man die Insel Helgoland, ferner Borkum vor der Emsmündung und Wangeroog vor Jade und Weser, und Sylt an der schleswigschen Küste wegnehmen und sich auf ihnen behaupten könnte. Beides wurde als zu riskant befunden und verneint, da es nicht gelungen war, die Operationsbereitschaft der deutschen Hochseeflotte durch einen Schlachtsieg einzuschränken oder sie gar zu vernichten. Im Gegenteil zeigte sich diese nach dem Sieg am Skagerrak zum weiteren Kampfe bereit und konnte den Schutz über das Auslaufgebiet der Nordsee-U-Boote voll ausüben. Die Verwendung einer schon bereitgestellten Flotte von getarnten Blockschiffen mußte daher unterbleiben. Ebensowenig konnte man eine Sperrung der Ostsee-Ausgänge durch Kriegsschiffe für durchführbar halten, ohne sich dort, fern von eigenen Stützpunkten, der deutschen Gegenwirkung auszusetzen. Eine Besetzung Dänemarks zu diesem Zweck konnte nur mit einem schweren Rückschlag im Landkrieg enden. Der Blick fiel danach mit besonderer Schärfe auf die deutschen Stützpunkte in Flandern, von wo die U-Bootgefahr am stärksten drohte. Tatsächlich wurde im Frühjahr 1918 versucht, Ostende und Seebrügge durch Blockschiffe zu sperren, jedoch ohne Erfolg. So blieb nur die totale Versiegelung des Englischen Kanals durch Minen, Netz- und Luftsperren und Bewachungsfahrzeuge, wodurch die U-Boote gezwungen wurden, die Nordsee zu passieren und Schottland zu umfahren. Gleichzeitig wurde mit ungeheurem Aufgebot an Minenmaterial die Nordsee und die Enge zwischen Norwegen und den Shetlands verseucht. Diese Maßnahme hatte einen gewissen, wenn auch nicht bedeutenden Erfolg.

Heute ist es anders . . .

In diesem Kriege ist es aber so, daß heute eine Sperrung deutscher Einsatzhäfen noch weniger in Frage kommt als im Weltkrieg, abgesehen von Versuchen, sie heimlich zu verminen und damit Gegenmaßnahmen zur Sicherung zu erzwingen. Die große Zahl und die Verteidigung dieser Einsatzhäfen von den norwegischen Fjorden bis nach Südfrankreich, über die Deutschland heute verfügt, spotten solcher Versuche. Der Kanal ist für Deutschland frei benutzbar und ebensowenig gesperrt, wie die Ausfahrt in der nördlichen Nordsee. Minen- und Sperrmaterial, in solchen Massen, wie es dem Gegner im Weltkriege bei voller Leistung seiner Industrie und durch die Mitwirkung der USA. zur Verfügung stand, ist heute infolge der laufenden Zertrümmerung dieser Industrie und der schweren Verluste an Schiffsraum nicht zu beschaffen.

Für die zweite strategische Möglichkeit, die Bekämpfung der U-Boote auf See, stand den Engländern im Weltkrieg ein bedeutendes Schiffsmaterial zur Verfügung; es wurde von Admiral Jellicoe beziffert auf über 2400 Hilfskriegsschiffe, 194 Flugzeuge, 50 unstarre Luftschiffe, 65 U-Boote, 77 U-Bootsfallen — die nach kurzen Erfolgen versagten —, ein ausgedehntes System von Horchstationen an der Küste, dazu 277 Zerstörer — 37 waren davon nordamerikanische —, 30 Kanonenboote, 44 Geleitboote und 338 Schnellboote.

Ohne ins Einzelne zu gehen, kann man sagen, daß heute, nach den Verlusten in der Nordsee, bei Dünkirchen, im Kanal und im Mittelmeer nicht viel von dem Schiffsmaterial, über das England im Weltkrieg verfügte, vorhanden sein kann.

Als Horch- und Flugstationen dienten im Weltkrieg vor allem Häfen am Kanal und in Irland. Von den irischen besaß England damals allein 5, zu denen Belfast gehörte; heute hat England in Irland nur Belfast. Am Kanal und in Südwest-England standen 10 Häfen zur Verfügung, von denen heute eine Anzahl zertrümmert ist. Die britische Hafen-Front ist also gegen damals erheblich geschwächt.

Geschütz und Wasserbombe haben als Waffe gegen das U-Boot ihre Rolle behauptet. Doch hier setzt die Kriegserfahrung aus Weltkrieg und Gegenwart ein, die den deutschen U-Booten fortlaufend übermittelt werden kann, in der Ausbildung berücksichtigt wird und die Verluste einschränkt.

Den Hauptanteil an der Überwindung der U-Bootgefahr schreibt die englische Auffassung grundsätzlich der dritten strategischen Möglichkeit, dem Geleitzugwesen, zu. Nach großen Schwierigkeiten organisiert und in Betrieb gesetzt, hat dieses Verfahren im Weltkrieg allerdings zu einer eben ausreichenden Versorgung der britischen Inseln und der Expeditionskorps mit Lebensmitteln, Kriegsgerät und Rohstoffen gelangt. Dazu waren jedoch im Ozean allein 50 Kreuzer und Hilfskreuzer nötig. Von den Amerikanern wurden angefordert: 4 Schlachtschiffe, 48 Zerstörer oder Kanonenboote, 128 Fischdampfer, 80 Schnellboote, 20 Seeschlepper, 108 Flugzeuge. Außerdem wirkten Frankreich und Italien in gewissem Umfange am Geleitschutz mit.

Geleitzug-Vernichtung auch „bei stärkster Sicherung"

Heute hat England auch von diesem ihm im Weltkrieg zur Verfügung stehe den Material nur einen Bruchteil, und die damals schon bis zum Äußersten gesteigerte Beanspruchung und Abnutzung der Schiffe und Besatzungen hat heute nach englischem Eingeständnis wieder einen Höhepunkt erreicht. Wie wenig der aktive Begleitschutz seiner Aufgabe genügt, zeigt die systematische Vernichtung der Tonnage selbst „bei stärkster Sicherung". Der britischen Luftaufklärung auf den Geleitwegen steht eine fast ebensoweit gespannte deutsche gegenüber, die in der Lage ist, U-Booten ihre Beute zu melden. Im Vergleich dazu mußten die U-Boote im Weltkrieg oft tage- und wochenlang kreuzen und suchen und nicht selten ohne Erfolg den — sehr viel weiteren — Heimweg antreten.

Nach Äußerungen des amerikanischen Admirals Pratt „nimmt die heutige Lage immer schneller den Charakter der schlimmsten Zeiten des Weltkrieges an", und England ruft mit aller Macht nach Konvoihilfe, besonders nach Flugzeugen. Diese aber müssen erst über den Ozean geschafft werden und gehen im gleichen Maße verloren wie andere Ladungen. Die Auswirkung dieser Verluste ist zu messen an den bereits sehr verminderten britischen Schiffsraum. Jede Versenkung fällt daher immer schwerer ins Gewicht, auch wenn die Monatsziffern allmählich sinken. Pratt teilt mit, daß die Gefahr den Atlantikverkehr jetzt „weit nach Norden, nicht weit von Grönland und Island gedrückt hat." Von Neufundland und Island, einem vorgeschobenen Stützpunkt wie den Azoren oder von Flugzeugträgern aus könne man eine Luftüberwachung der Seewege bewirken: Voraussetzung dafür sei jedoch günstiges Flugwetter.

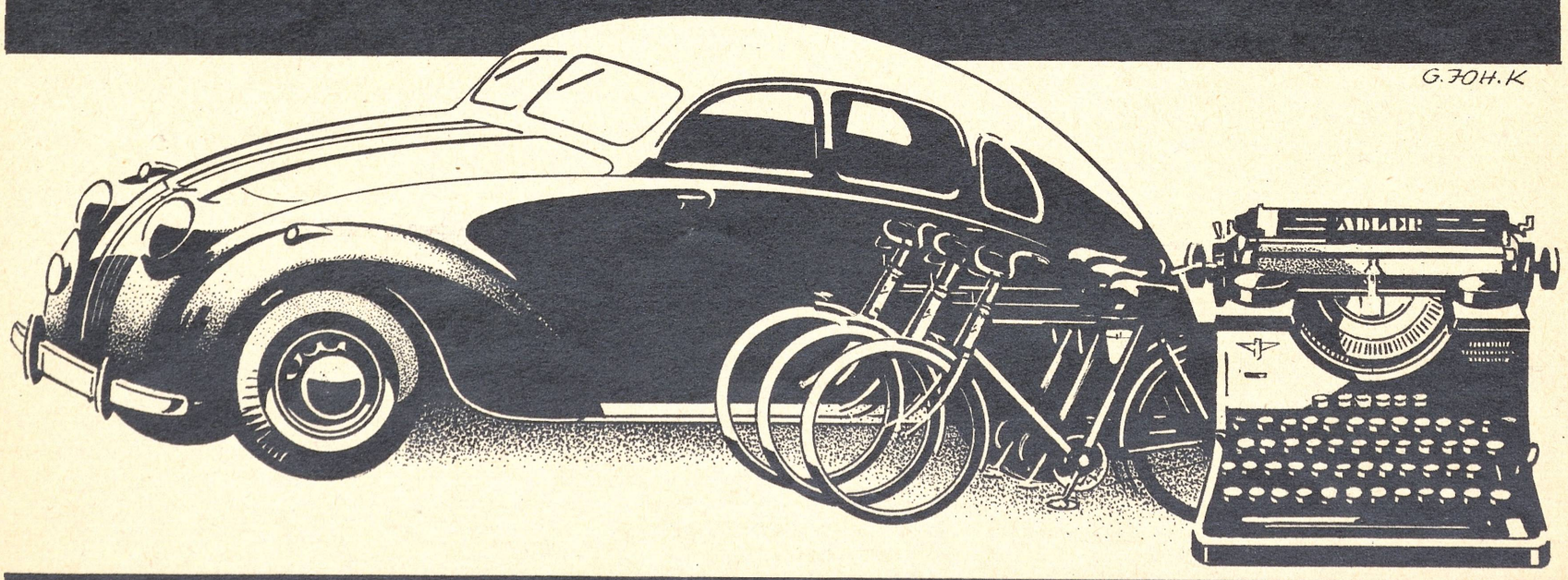
So ist England heute nahezu bei den letzten Ausweichmöglichkeiten angelangt. Mit zunehmendem Bestand an deutschen U-Booten und mit der ständig gesteigerten Leistung der Luftwaffe gegen Schiffahrt, Häfen und Produktionsstätten wird jedoch auch diesen zu begegnen sein. Deutschland wird damit auch im U-Bootkrieg zu dem Enderfolg gelangen, der sich bereits deutlich genug abzeichnet.

ADLER

Qualität
und
Preiswürdigkeit

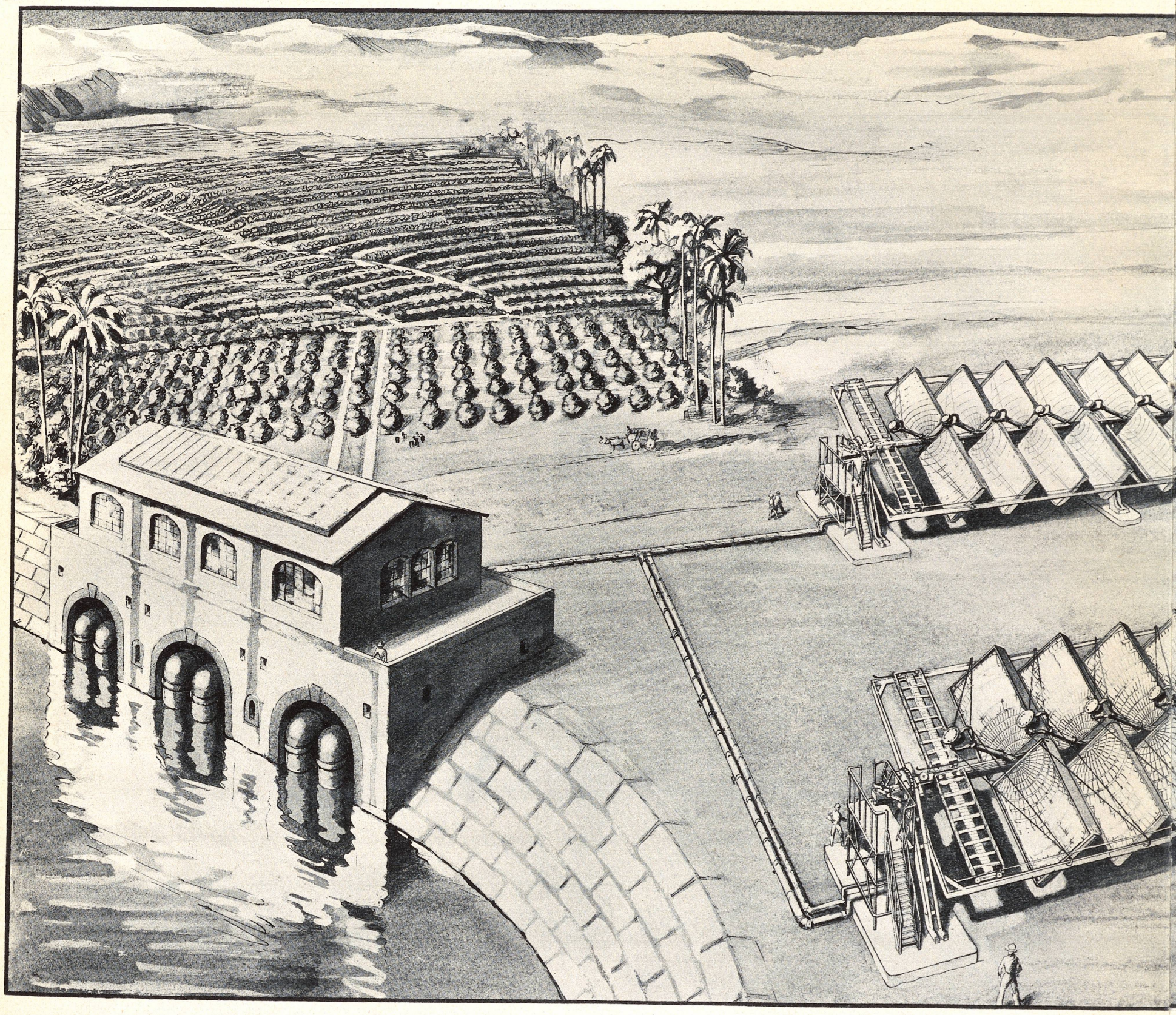
haben unseren Ruf im In-und Ausland geschaffen – sie sind Werber geworden für deutsche Erzeugnisse auf dem Weltmarkt.

ADLER AUTOMOBILE
ADLER FAHRRÄDER
ADLER SCHREIBMASCHINEN



G.JOH.K

ADLERWERKE VORM. HEINRICH KLEYER A.G. FRANKFURT AM MAIN



Die Sonne bewässert Plantagen

Über den Bergen am Rhein flimmerte der helle Glast der Sommersonne: auf den rebentragenden Hängen, auf den alten Mauern der Drachenfelsruine ein blinkendes Gespinst. Ganz oben standen zwei Männer und blickten hinab auf die kleine Stadt.

Der Ingenieur zog sein Zigarettenetui aus der Tasche, hielt es dem anderen entgegen, suchte nach Feuer: „Ach, nun habe ich keine Streichhölzer!"

Auch der Arzt durchsuchte seine Taschen. Vergeblich. Sie steckten ihre Zigaretten hinter die Ohren und blinzelten lächelnd in die Sonne . . .

Plötzlich nahm der Arzt seine Brille ab, hob sie wie ein Brennglas in das Licht der Sonne, hielt seine Zigarette in den Brennpunkt der Strahlen. Sekunden vergingen. Da begann das weiße Papier sich rasch zu bräunen, dann zu qualmen, eine kleine kurze Flamme blaffte auf. Er tat rasch ein paar Züge, reichte die Zigarette dem andern hin: „Die Sonne! — Der Motor der Welt! Aber manchmal habe ich den Eindruck, als ginge es euch Technikern ähnlich wie uns Ärzten, bevor uns Finsen die Heilkraft der Sonne bewies. Sie ist euer Motor — und ihr scheint es zu vergessen!"

„Vielleicht haben Sie recht, wenn man durch das Drücken einer kleinen Taste über Hunderttausende von Kilowatt verfügt: da vergißt man leicht, daß jedes Kilowatt nichts anderes ist, als Sonnenkraft, die sich vor Jahrmillionen in Urwäldern speicherte, unter die Erde versank und nun als Kohle neue Kraft gebiert. Da vergißt man, daß die Sonne es ist, die das Wasser als Wolke zum Himmel hebt, das dann die Turbinen unserer Wasserkraftwerke treibt, daß die Sonne es ist, die den Wind entfacht, den wir in Windkraftmotoren nutzen, — daß fast alle Kraft auf unserer Erde ursprünglich von der Sonne stammt."

„Weshalb dieser Umweg über Jahrmillionen, über Menschen, die im tiefsten Erdreich wühlen? Wozu dieses Zerreißen unserer Felder und Wälder, weil vielleicht in zwanzig oder fünfzig Metern Tiefe braune Kohle ruht? Warum müssen friedliche Täler in den Fluten unserer Talsperren und Wasserkraftwerke ertrinken?"

„Die Welt braucht Strom!"

„Weshalb aber dann dieser zeitraubende und kraftzehrende Umweg? Nehmt ein Brennglas, und die Sonne wird einen Kessel mit Wasser erhitzen. Nehmt einen Dampfkessel und stellt ihn unter ein noch größeres Glas: baut endlich den Sonnenkraftmotor. Das wäre doch der richtige Weg."

„Scheinbar!" Der Ingenieur wies hinüber zur Godesburg. „Ein herrliches Bild, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß. Aber wieso nur scheinbar?"

„Gestatten Sie, daß ich rasch eine Aufnahme mache?" Der Ingenieur nahm seine Kamera, hob sie ans Auge, zog dann einen Belichtungsmesser aus der Tasche: „Würden Sie so liebenswürdig sein, inzwischen die Belichtungszeit zu ermitteln? 28 Grad Scheiner, Blende 5,6."

Der Arzt nahm das kleine Kästchen, richtete es hinüber über den Rhein. Der Ingenieur ließ die Kamera sinken und trat lächelnd näher: „Nun, wissen Sie auch, was diesen Zeiger bewegt?"

„Natürlich, — da drinnen ist doch irgend so ein . . ."

„Elektrizitätswerk, wollten Sie sagen."

„Nein. Eine Fotozelle."

„Sehr richtig. Ein winziges Elektrizitätswerk, das das Licht der Sonne unmittelbar in elektrischen Strom verwandelt." Er nahm den Belichtungsmesser, steckte ihn wieder ein. „Das — sehen Sie — das ist der direkte Weg, aber . . .

„Aber?"

Um auf diesem Wege ein einziges Kilowatt zu erzeugen, müßten wir eine Fläche von mehreren hundert Quadratmetern mit Fotozellen pflastern. Die Baukosten eines solchen Fotozellen-Kraftwerkes wären so groß, daß der Strom unbezahlbar würde. Außerdem hat dieser „gerade" Weg noch den ungeheuren Nachteil, daß dabei 99% der Sonnenstrahlung nicht in Elektrizität, sondern in nutzlose Wärme verwandelt würden."



Ein Zukunftsbild aus Afrika

— eine neuzeitliche Sonnenkraftmaschine von 300 PS nach dem Entwurf des deutschen Wissenschaftlers Dr. Wilhelm Maier

Wie arbeitet dieses neue Kraftwerk? In zwei großen, von Norden nach Süden gerichteten Sonnenkraft-Empfängern befinden sich je dreißig Spiegelreflektoren. Sie alle werden von zwei Elektromotoren — dem Lauf der Sonne entsprechend — so gedreht, daß deren Strahlen stets senkrecht auftreffen. Im Brennpunkt eines jeden Reflektors befindet sich ein kleiner ölgefüllter Kessel. In ihm wird das Öl von den zusammengebündelten Sonnenstrahlen auf 300 Grad Celsius erhitzt. Dann strömt es durch die Rohrleitungen zum Maschinenhaus. Dort wird ein Teil des heißen Öls mit Wasser vermischt. Das Wasser verdampft und treibt eine Maschine, die das Wasser aus einem Fluß oder See (links unten) durch Kanäle in die Plantage pumpt. Nachher wird das Öl wieder vom Wasser getrennt und der Sonnenkraftmaschine erneut zugeführt. Ein Teil des erhitzten Öles dient zum Aufheizen von Wärmespeichern. Das sind große, von Eisenrohren durchzogene Betonklötze, die durch das Öl auf 300 Grad erhitzt werden und ihre Wärme dann in den Stunden schwacher Sonnenenergie oder auch nachts wieder an das Öl abgeben. Vor Sandstürmen und Unwetter können die Reflektoren durch Rolldecken schnell geschützt werden. Von einer Luftbrücke aus können die Spiegel bequem gereinigt werden

Zeichnung: Heinisch

„Also wäre das Brennglas wohl doch die wahre Lösung!"

„In ganz bestimmten Fällen zweifellos! So wie das Fotozellen-Elektrizitätswerk im Belichtungsmesser die ideale Lösung ist."

„Also könnte man doch gleich hier oben oder unten im Tal . . ."

„Nein; hier bei uns in den nördlichen Breiten würde dieses Sonnenkraftwerk oft ‚frieren': im Winter zum Beispiel scheint die Sonne bei uns nur wenige Stunden, und auch während der übrigen Jahreszeiten wird ihre Kraft oft von Dunst und Wolken aufgezehrt. Aber in den Tropen, wo es weder Kohlen noch Wasserkräfte gibt, da hat man Sonnenkraftwerke schon vor Jahrzehnten gebaut. hat man in riesigen Hohlspiegeln die Kraft der Sonne aufgefangen, sie im Brennpunkt der Reflektoren auf kleine Kessel konzentriert und den Dampf von dort zu den Maschinen geleitet."

„Phantastisch!"

„Die Wärmemenge, die von der etwa 6000 Grad heißen Sonne auf den Quadratmeter unserer Erdoberfläche trifft, entspricht durchschnittlich etwa 1 PS. Allerdings nur dann, wenn dieses Quadratmeter, dem Gang der Sonne folgend, ständig so gedreht wird, daß die Sonnenstrahlen senkrecht auftreffen. Da bei der Umsetzung dieser Strahlung in mechanische Arbeit hohe Verluste eintreten und außerdem mit täglichen Schwankungen der Sonnenstrahlung zu rechnen ist, braucht man bei der besonders sorgfältig durchdachten Konstruktion, wie sie uns von W. Maier vorgeschlagen wird, für ein PS nur noch eine Fläche von 10 Quadratmetern gegenüber 30 und 50 Quadratmetern bei den älteren Marken dieser Art. Um beispielsweise 300 PS zu erzeugen, benötigt Maier demnach eine drehbare Auffangfläche von 3000 Quadratmetern. In Europa eine solche Anlage zu errichten, wäre natürlich sinnlos. Sehr wertvoll könnte ein solches Sonnenkraftwerk dagegen in den Trockenzonen der Subtropen sein, um dort die Kraft zum Betrieb von großen Bewässerungsanlagen zu liefern. Und — so paradox es auch klingen mag — man könnte sogar daran denken, mit Hilfe von Sonnenkraftwerken die Kompressoren von Kühlmaschinen zu betreiben, also tropische Hitze in — Kälte zu verwandeln."

„Eine großartige Idee!"

„Und an vielen Stellen der Tropen die einzige wirtschaftlich tragbare Lösung des Bewässerungsproblems. Es geht mit den Sonnenkraftwerken ebenso wie mit allen Schöpfungen der Technik: sie sind immer dort das Ideal, wo sie sich besser eignen, als alle anderen. Auch das Sonnenkraftwerk hat also sein Wirkungsfeld, auf dem es von keiner anderen Maschine zu schlagen ist. Für uns Europäer dagegen . . ."

In diesem Augenblick huschte ein dunkler Schatten über sie hinweg, legte sich breit und schwer über Berg und Tal.

„Sehen Sie", sagte der Ingenieur, „die Sonne scheint zwar immer — aber wir haben bei uns nicht immer Sonnenschein."

Der Arzt klopfte ihm auf die Schulter: „Kommen Sie nur zwei Schritte mit hinunter. Da gibt es aufgefangenen Sonnenschein in klingenden Pokalen!"

Eduard Rhein

ERIK REGER

Bergstraße 75

Inhalt des bisher erschienenen Teils: *Der Unteroffizier Erwin Paskert, im Polenfeldzug verwundet und wieder genesen, besucht im Erholungsurlaub Heidelberg, von wo er öfters durch Briefe und Pakete erfreut worden ist. Die Absenderin hieß Gitta Brendling, wohnhaft Bergstraße 75. Er hat sich inzwischen in die Unbekannte verliebt und ist begierig, sie zu sehen. Zu seiner grenzenlosen Überraschung erfährt er, daß das Haus Bergstraße 75 seit langem nicht mehr bewohnt ist und augenblicklich von einer Fabrik zu einem Gefolgschaftsheim umgebaut wird. Der leitende Architekt, den er an Ort und Stelle trifft, ist insofern ein Bekannter, als die beiderseitigen Väter miteinander befreundet und später verfeindet waren. Obwohl Paskert die Nachforschungen nach Gitta Brendling allein aufnehmen will, schließt sich ihm der Architekt, Engelmann mit Namen, für ein paar Stunden an. Er erzählt die Geschichte eines Hauses, das er im Berg gegenüber dem Schloß gebaut hat, und es fällt der Name des jetzigen Besitzers: Brendling. Es handelt sich um den Direktor der Fabrik, die das Haus Bergstraße 75 gekauft hat. So scheinen sich neue Geheimnisse, aber auch neue Zusammenhänge zu eröffnen, als Paskert die Villa Brendling aufsucht und dort der Schwester des Besitzers, der zwanzigjährigen Charlotte, begegnet. Im Gespräch mit ihr verschmelzen für sein Gefühl beide Wesen, die Briefschreiberin Gitta und die zauberhaft lebende Charlotte, zu einer einzigen Gestalt. Charlotte fragt Paskert, was ihn zu dem Verdacht berechtige, daß sie in Wahrheit die Briefschreiberin sei*

Als Charlotte erfuhr, daß Gitta Brendlings Adresse Bergstraße 75 war, wurde sie nachdenklich. „Wie seltsam", sagte sie. „Es gibt nämlich noch eine persönlichere Beziehung zwischen uns und dem Haus Bergstraße 75, als die, daß mein Bruder dort jetzt ein Arbeiterheim für die Zementfabrik einrichtet. Mein Bruder ist erst seit drei Jahren in Heidelberg. Erst lange nach dem Ankauf des Hauses wurde ihm bekannt, daß es einmal den Meulenhoffs gehört und hernach eine Zeitlang ein Holländer namens Leeuwe dort zur Miete gewohnt hatte. Diese Namen gehören beide zu unserer Familie, aber die Verwandtschaftsverhältnisse sind schwierig. Irgendwelche Brendlings hatten sich vor vielen Jahrzehnten in Holland angesiedelt. Sie versippten sich mit den Meulenhoffs und Leeuwes. Der Krieg behinderte unsere Nachforschungen, bis eines Tages — —"

Sie brach ab und schaute dem Treiben der Wolken zu, durch die der Donner in heftigen Stößen rollte. Auf den Höhen versanken die Bäume schon im Nebel, die tiefer stehenden kämmte der Wind.

„Ja", sagte sie endlich sehr schnell, „da mein Bruder nun mit der Armee in Holland steht, wird er an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen."

Sie verschwand mit ihrem geschmeidigen und dabei stolzen Gang im Nebenzimmer, das durch eine massive Schiebetür von der Halle getrennt war. Paskert blickte in einen sehr großen, mit reich verziertem, barockem Mobiliar ausgestatteten Raum, der unter dem Strahlenbündel des elektrischen Lichtes, das Charlotte der zunehmenden Dunkelheit wegen eingeschaltet hatte, glanzvoll und festlich dalag. Als sie mit einem kleinen Album zurückkehrte, stand ihr Gesicht sekundenlang in den grell züngelnden Flammen eines Blitzes, der wie eine feurige Brücke von Berg zu Berg durch die Wolken schlug. Ein stürmischer Regen beklopfte die Scheiben, das Tal war verwischt, man sah nichts mehr.

Charlotte schloß das Fenster, aus dem ganzen Haus, wo die Kinderschwester in Eile umherging, hörte man den hastig knallenden Laut. Die Deckenbeleuchtung verscheuchte die Schwärze des Unwetters draußen mit einer warmen, gelben, vertraulichen Helle. In dieser Geborgenheit waren die Köpfe von Paskert und Charlotte nahe über das kleine Album gebeugt. Es enthielt Fotografien ihres Bruders vor und während seiner Soldatenzeit. Sie fuhr mit dem Finger an den Unterschriften entlang, von oben nach unten, und wieder von unten nach oben. Paskert folgte ihr manchmal, und plötzlich geschah es, daß ihre Finger sich trafen und aufeinanderlagen. Sie lachten beide, ohne sich anzusehen. Charlotte schien diesem Bruder sehr zugetan zu sein, er glich ihr auch auffallend. Ihr anderer Bruder, der Herr dieses Hauses, war viel älter und „weniger menschlich", wie sie sagte. Obwohl er bis zu ihrer Volljährigkeit Vaterstelle an ihr vertrat, schien sie sich nicht so gut mit ihm zu verstehen.

Sie saßen da und sprachen nichts mehr. Seit einer Weile betrachteten sie auch, ohne daß sie es merkten, die Bilder nicht mehr. Draußen bogen sich die Äste unter der pfeifenden Gewalt des Sturms, der Donner folgte in weit geschwungenen Wellen dem Pfad der Blitze, unter dem Druck des Regens berührten die Spitzen der Stauden die lehmig zerfließende Erde.

Paskert konnte jetzt nicht fort. Sie tranken dann in einem kleinen, geschützten Winkel der überdachten Veranda Kaffee, plauderten über viele Dinge und atmeten den würzigen Hauch der Erde. Der Regen rauschte jetzt gleichmäßig nieder, der Himmel war ein trübes Einerlei, Fetzen von Blüten und Blättern schwirrten in der feuchten Luft. Später holte Charlotte ein Schachbrett, es regnete immer noch. Dann hupte in das ebenmäßige Geglucker ein Auto hinein, es kam auf Umwegen von der Ziegelhäuser Landstraße herauf.

„Das ist mein Bruder!" sagte Charlotte. „Bitte, bleiben Sie sitzen. Ich sage ihm alles und hole ihn her. Es enthebt Sie der Mühe, noch einmal Ihre Geschichte zu erzählen. Ich weiß, wie schrecklich so etwas ist."

Sie nickte ihm leicht zu und ging. Wie schön sie war . . . Nicht im üblichen Sinn, aber so frisch, so blühend, so köstlich und schmackhaft wie eine sonnenbeglückte Frucht. Ein Strahl von Wärme und Reinheit ging von ihren hingegebenen Zügen aus.

Nach einer Weile vernahm Paskert eine mächtig den Raum füllende Männerstimme, starke, nachlässig gesetzte Schritte, und im nächsten Augenblick machte er die Bekanntschaft von Direktor Brendling. Es war ein großer, hagerer Mann mit einem von zwei ausdrucksvollen Augen und einer hochfahrenden Stirn belebten Gesicht. Er interessierte sich sehr für das, was er von Charlotte über Paskert gehört hatte.

„Und die Briefe, die Sie nach Bergstraße 75 adressierten, kamen an?"

„Jedenfalls wurden sie beantwortet."

„Sonderbar", sagte Brendling. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Post Briefe dort abliefert. Es ist weder ein Hauswart noch ein Wächter da, der sie in Empfang nehmen könnte. Wir fangen erst jetzt mit dem Umbau an, zu bewachen gab es bisher nichts."

„Eins vergaß ich Sie zu fragen", sagte Charlotte zu Paskert. „Haben Sie nicht irgendwo in der Bergstraße um Auskunft gebeten?"

„Ich traf Professor Engelmann, den Architekten, aber ich sagte ihm nichts Näheres", erwiderte Paskert, doch ehe er noch etwas hinzufügen konnte, sah er, daß Charlotte erbleichte, und Brendling fiel ihm schon ins Wort: „Ach, deshalb rief mich Engelmann heute mittag an!" Er forderte Paskert auf, über Nacht zu bleiben, morgen wolle er ihm behilflich sein. „Übrigens müssen Sie bei uns wohnen, bis das Rätsel gelöst ist."

Paskert sträubte sich höflich, ohne sich über die Unaufrichtigkeit dieses Sträubens im unklaren zu sein. Er sagte, daß er gehört habe, die Hausfrau komme mit einem Baby, seine Anwesenheit werde also stören. Brendling ließ nichts gelten. „Wenn das Baby Sie nicht stört", sagte er, „uns sind Sie willkommen. Ein Soldat darf da nicht nein sagen. Und wenn Sie nicht ohne Gegenleistung bleiben wollen, schauen Sie hinaus, das Unwetter hat im Garten ziemlich gehaust. Ein Gärtner wird nicht gleich antanzen können, wenn Sie also hie und da zugreifen wollen?"

„Gewiß, danke", stammelte Paskert. Er blickte sich nach Charlotte um, deren Blässe inzwischen von einer dunklen Röte verdrängt worden war. Sie machte sich an einem ovalen Tisch im Zimmer zu schaffen. Einmal, ganz kurz, suchte sie ihn mit den Augen. Ein rasches, herrliches Licht stand darin. Brendling wollte am nächsten Tag Paskerts kleinen Koffer von der Bahn, wo er abgestellt war, mitbringen.

Die Frage, weshalb Charlotte, als Engelmanns Name erwähnt wurde, eine so angstvolle Blässe heimgesucht hatte, ging Paskert nicht aus dem Kopf. Er entsann sich auch, wie Engelmanns Stimme sich verschleierte, als er mit einer unbegründeten Ausführlichkeit von diesem Haus hier berichtete. Aber er konnte Charlotte an diesem Abend nicht mehr fragen. Nach dem Essen setzte Brendling in dem halbrunden Erkerzimmer eine Erdbeerbowle an. Auch die Kinderschwester saß am Tisch. Während des Trinkens entpuppte sich der Hausherr als heimlicher Romantiker, der Paskert bedauerte, weil er nicht um die Zeit des Vollmonds in Heidelberg war.

Man ging spät zu Bett und stand früh wieder auf, die Sonne funkelte in den nassen Zweigen, versprengte Wolken eilten über Land, ein Heer singender Vögel schien in die Wälder eingebrochen zu sein. Paskert, der in einem kühlen, nach der Bergseite gelegenen Zimmer geschlafen hatte, begann, im Garten zu arbeiten. Charlotte ging gegen Mittag zur Stadt, um ihre Schwägerin abzuholen, und Paskert verkroch sich, um nicht bei der Ankunft der Hausfrau mit dem Baby zugegen sein zu müssen. Später erschien er dann mit einem Strauß aus Blumen, die das gestrige Gewitter geknickt hatte.

Frau Brendling war reizend, sie hatte noch ein wenig von der zarten Blässe einer Wöchnerin, was neben Charlottes gesunder Bräune wie eine ganz andere Art von Jugendlichkeit wirkte. Glück und Lebensmut schienen in ihrem Gesicht einen unzertrennlichen Bund geschlossen zu haben, und sie sprach so sinnlos unschuldiges Zeug, als habe auch für sie selbst das Dasein eben erst begonnen. Alles im Haus drehte sich um die junge Mutter, und Paskert bekam erst spät abends Charlotte wieder allein zu Gesicht.

Er lehnte neben ihr an einem Pfeiler der Veranda. Sie schwiegen beide. Aus dem Tal stieg Nebel wie blauer Rauch, die beruhigte Luft roch nach Laub und Rosenknospen, hinter dem aufgerissenen Gewölk, in das die Schwalben blitzend hineinschossen, hauchte die Sonne, opalfarben zerstäubend, ihr Leben aus.

„Erwin", sagte Charlotte plötzlich, „Sie sprachen gestern von Professor Engelmann in einem Ton, als sei es ein Bekannter von Ihnen."

„Sagte ich so etwas?" fragte er zurück, nur um Zeit zu haben, sie aufmerksam anzublicken, ihre eigentümlich zusammengezogenen Brauen, die aufsässige Falte auf der Stirn, die erregt zuckenden Nasenflügel.

„Nein", erwiderte sie, „Sie sagten natürlich nichts dergleichen, aber man hört es der Stimme an, ob einem der Name, den man gerade nennt, ein gleichgültiger Zufall ist oder nicht."

Sein Blick ließ sie nicht los. Sie errötete und tat einen Schritt von ihm weg. „Wollen Sie nicht antworten?" fragte sie.

„Doch. Wenn Sie mir sagen, warum Sie es wissen wollen."

Sie warf plötzlich den Kopf in den Nacken und wandte sich voll Unmut ab. Aber Paskert folgte ihr. Während die Schatten der Nacht aus den Büschen um sie heraufwuchsen, griff er nach ihrer Hand. Er hielt sie fest, als sie versuchte, sich ihm zu entziehen, er sah ihr dicht in die Augen, seine Stimme hatte einen so demütigen und doch beschwörenden Klang, daß Charlotte langsam nachgab. Als er spürte, wie der Widerstand in ihrer Hand zurückwich und ihre weiche Wärme sich ihm mitteilte, sagte er:

„Charlott, Sie wissen nicht, was Sie für mich bedeuten. Mir ist, als habe der Himmel Sie mir geschenkt, da ich schon fast verzweifelt war. Bitte, lachen Sie, wenn Sie es überschwenglich finden. Ich denke nicht an Lachen. Es ist, glaube ich, eine sehr ernste Geschichte . . . für mich. Daß Sie da sind, daß Sie leben, tröstet mich. Ich will Ihnen nicht wehtun, will Sie nicht verärgern, wenn ich Ihre Frage nach Engelmann nicht sofort beantworte. Wollen Sie mir glauben, daß meine Gegenfrage nichts mit Einbildung, Anmaßung oder Neugierde zu tun

Fortsetzung auf Seite 28



Vor neuen Kämpfen: Deutscher Schwerer Kreuzer in seinem Stützpunkt

Aufnahme: PK. Wundshammer



Im Lager der Stukas der Meere: Deutsche



Schnellboote längsseits ihres Begleitschiffes

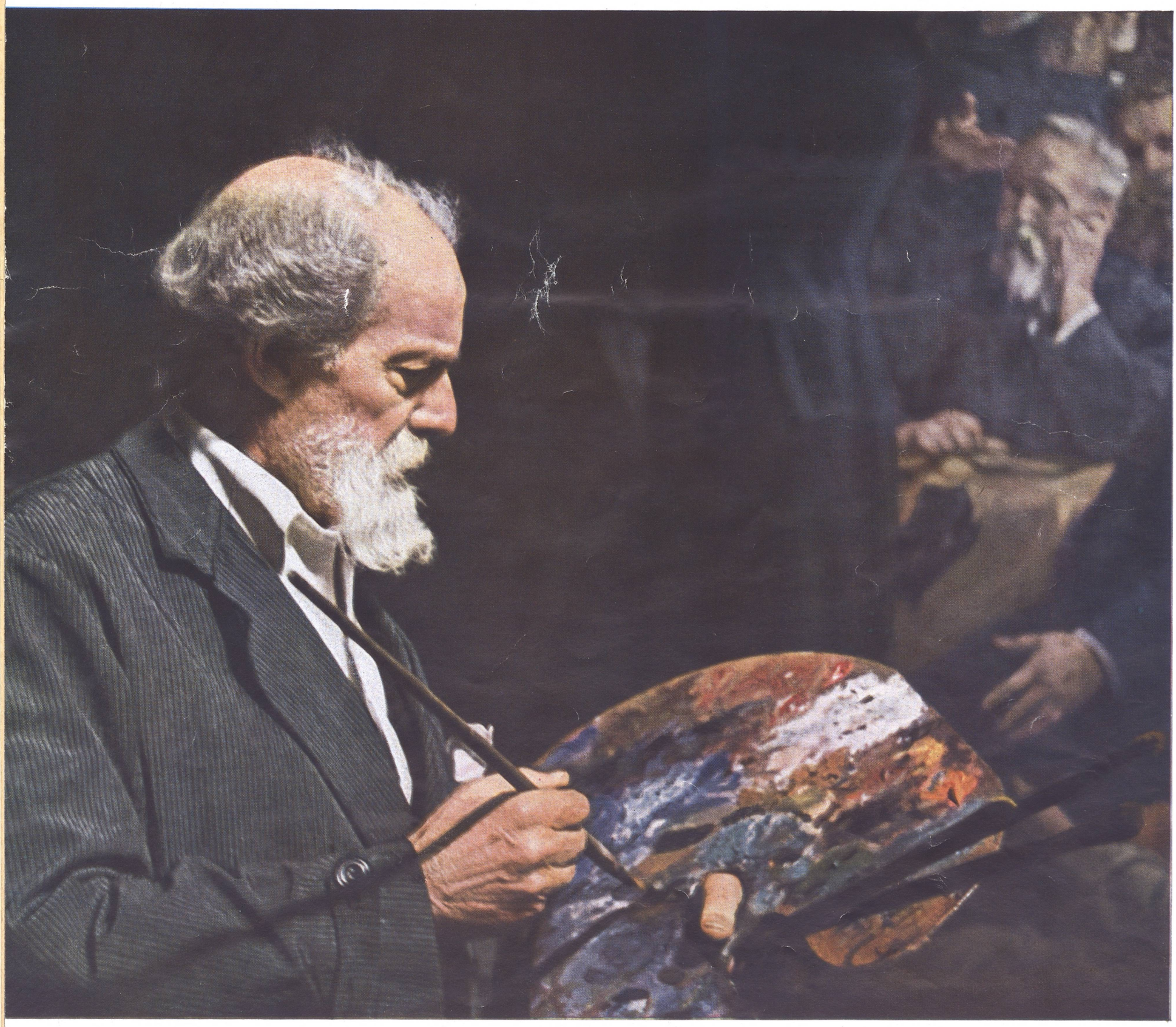
Aufnahme: Thaler



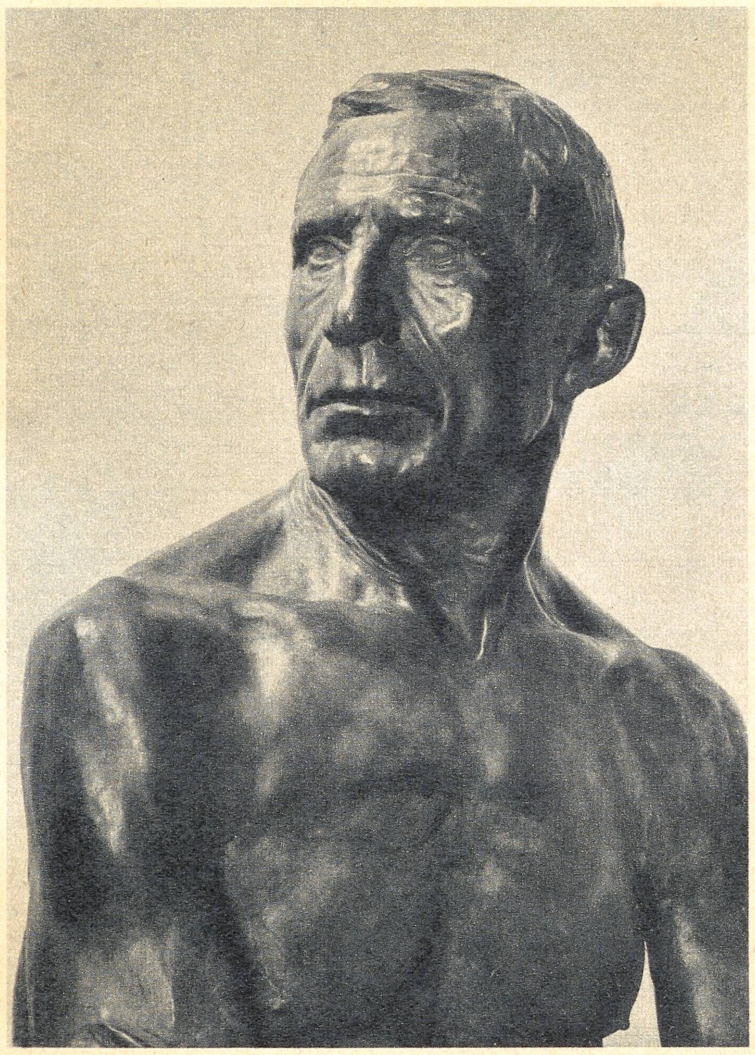
Der Maler Prosper De Troyer erhält in Mecheln oft den Besuch von deutschen Soldaten

Flämische Künstler der Gegenwart . . .

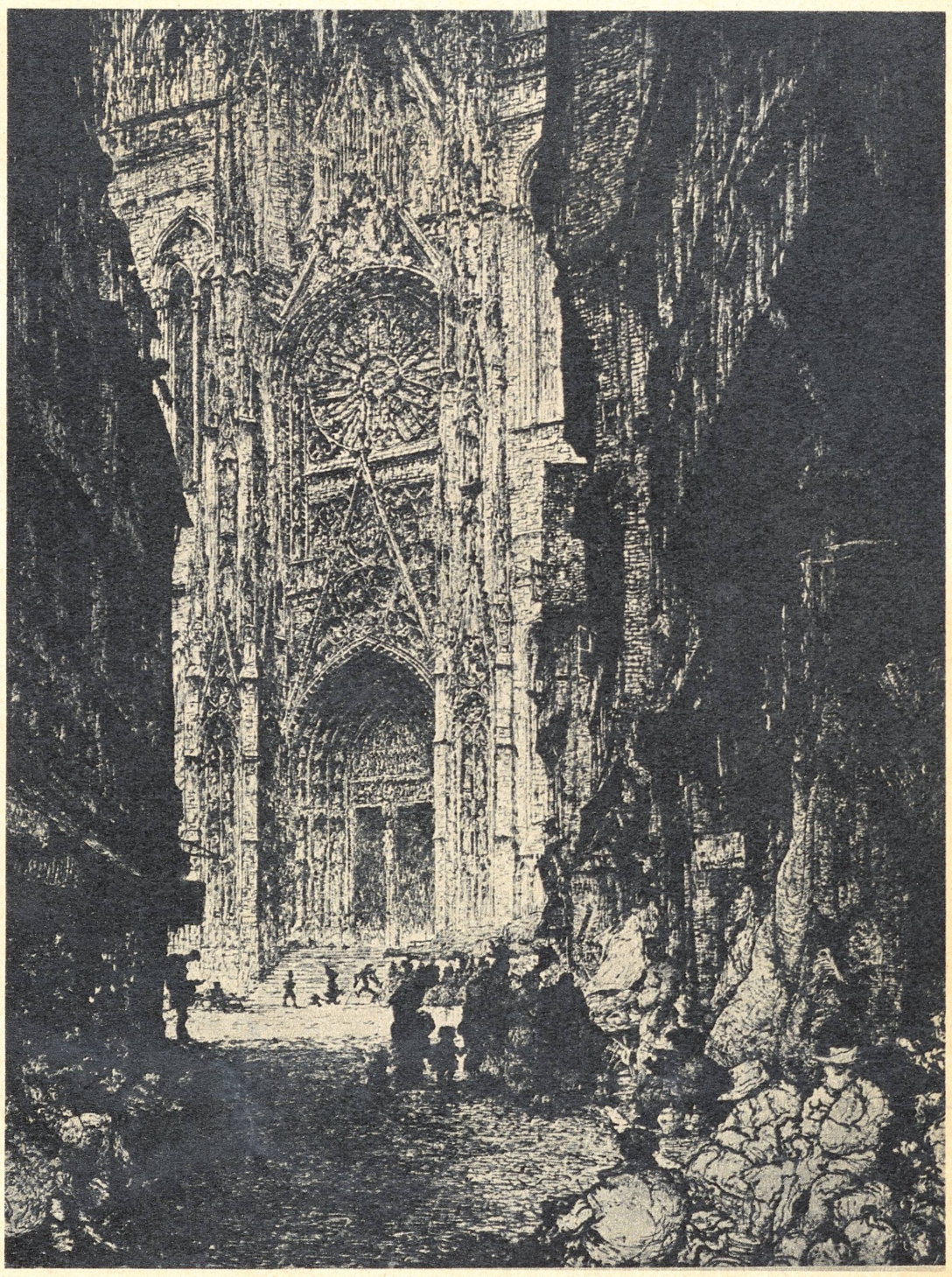
Flandern ist einer der bedeutendsten Kunstbezirke des germanischen Kulturkreises. Die politische Zugehörigkeit von Flandern zu den Niederlanden und später zu Belgien ändert nichts daran. Rubens ist das großartigste flämische Beispiel für ein Werk von berauschender, barocker Lebensfülle und brausender Heiterkeit. Er ist einer der feinsten Koloristen aller Zeiten — ein Höhepunkt, der vielleicht nicht mehr übertroffen werden kann. Ein flämischer Name aus der Gegenwart, der in Mitteleuropa sehr bekannt wurde: — Felix Timmermans, er ist Schriftsteller und Maler zugleich. Auch bei ihm die saftvolle Lebensnähe. Sein urwüchsiger „Pallieter" wurde ein deutsches Volksbuch. Aber neben Timmermans sind heute viele andere Künstler in Flandern am Werk. Eine zeitgenössische flämische Kunstausstellung, die durch deutsche Städte wandert, gibt Gelegenheit, diese Künstler kennenzulernen. Wir bringen einige Beispiele.



Hendrik Luyten De Kaart vor seinem Wandgemälde „Flämische Männer der Zeitgeschichte", einer vielfigurigen Komposition von gewaltigem Ausmaß. Der Künstler lebt in Brasschaet bei Antwerpen. Wegen seiner deutsch-freundlichen Haltung wurde er angefeindet. Zu Beginn dieses Krieges drangen belgische Soldaten in sein Haus ein und zerschnitten mit dem Bajonett einige seiner Bilder



Der Arbeiter. Eine Bronzeplastik von Georg Minne. *Der berühmte Künstler starb vor einigen Monaten. Sein bildhauerisches Werk ist Besitz der Museen und großen Privatgalerien*



Kathedrale von Rouen. Radierung von Jules De Bruyker. *Die Flamen sind hervorragende Graphiker, wahre Zauberer der Hell-Dunkel-Technik*

...und ihre Werke

Ausgestellt in der Berliner Kunsthalle



Aufnahmen:
Pabel und
Struckmeyer-Wolff

Die Ruhende. Gemälde von Jacques Maes. *Er ist 1905 geboren und vertritt mit seinen feinen dekorativen Arbeiten auf der Berliner Ausstellung die junge flämische Künstlergeneration*

Fortsetzung von Seite 22

Bergstraße 75

hat? Ich habe gesehen, daß Ihr Gesicht anders wurde, als Engelmanns Name fiel. Sie konnten ein kleines Erschrecken nicht verbergen. Und ich erinnere mich sehr deutlich einer sonderbaren Wandlung, die mit Engelmann vorging, als er von diesem Haus erzählte."

„Wie? Er hat Ihnen auch diese dummen Geschichten schon erzählt?"

„Ja, aber vielleicht tun Sie ihm unrecht, wenn Sie über seine Geschwätzigkeit empört sind. Es drängte ihn offenbar, davon zu sprechen, irgendein Umstand schien da zu sein, an dem er so beteiligt war, daß seine Worte fast flüsternd, fast atemlos flossen."

Charlotte hatte den Blick in die dunkelnde Ferne gerichtet, sie befreite ihre Hand und zupfte an den Pflanzen, die in Kästen standen und dann und wann mit dem Wind zarte Wogen von Vanillegeruch ausschickten. Leise sagte sie jetzt: „Er will mich heiraten."

„Wer?" Paskert hätte es beinahe geschrien. Erschrocken heftete er ein Paar Augen auf sie, die weit und träumend waren. Charlotte schwieg. „Wer?" drängte er. „Engelmann?"

„Ja. Mein Bruder hier ist sehr dafür. Er meint, der Professor habe als Architekt eine glänzende Zukunft, und ein so bedeutendes Künstlerheim sei der richtige Rahmen für mich. Es ist so albernes, geschäftsmäßiges Zeug, was er spricht. Meine Schwägerin ist viel verständiger. Ich kann Engelmann nicht ausstehen. Wenn man mir noch mehr zusetzt, laufe ich hier weg."

„Lieber Himmel", sagte Paskert, und die Einfalt, die Banalität dieses Ausrufs zeugte von der Heftigkeit seiner Erregung, die so überströmend war, daß sie keinen anderen Ausdruck fand. In tiefer Bewegung schritt er auf und ab. Die Schritte hallten auf den Steinfliesen, er hielt inne.

„Charlott", sagte er, „ich hatte alles Mögliche erwartet, das nicht. Jetzt, fürchte ich, darf ich Ihnen gar nicht mehr erklären, woher mir Engelmann bekannt ist."

„Sie müssen es", forderte sie leidenschaftlich, „es wäre nicht ehrlich." Mit einem Blick zu den großen Glastüren setzte sie hinzu: „Wir wollen die Treppe hinunter in den Garten gehen."

Am Himmel blühten die ersten Sterne auf. Ein Vogel wisperte irgendwo im Schlaf. Charlotte nahm Paskerts Arm. „Nun?" sagte sie.

„Bis heute hatte ich Professor Engelmann nicht gesehen. Als Jungens kannten wir uns von fern, denn er war zehn Jahre älter als ich und wanderte ab, als ich zwölf zählte. Mein Vater hatte sich für seinen Vater verbürgt und darüber sein gesamtes Vermögen verloren. Nur unter den Verhältnissen, die durch die Bürgschaft meines Vaters ermöglicht wurden, hat Engelmann studieren können, es war die Grundlage seiner Existenz. Er hat Talent, aber auch Glück und die nötige Unverschämtheit dazu gehabt und große Summen in Bauspekulationen verdient. Aber er hat sich nie geregt, um meinem Vater auch nur einen kleinen Teil der Bürgschaftssumme zu erstatten, der er wenigstens mittelbar seine Ausbildung verdankte, während meine beruflichen Wünsche durch unseren Ruin unerfüllt blieben. Meinen Vater kränkte es bis in den Tod, daß er sich nicht im geringsten erkenntlich zeigte und überhaupt nichts von sich hören ließ. Ich kam darüber hinweg, ich bin Kaufmann geworden und viel im Ausland gewesen."

Als er geendet hatte, senkte sich ein Schweigen zwischen sie. Er hörte Charlotte atmen, traumhaft empfand er den Duft ihres Haars, den sanften Umriß ihrer Gestalt, die sich erregend aus dem Dunkel hob, die Nähe ihrer Augen, ihrer jungen Lippen. Eine Tür ging im Haus, jemand tappte im Finsteren über die Terrasse, eine rufende Stimme fiel in die nächtliche, von weißen Insekten lautlos durchschwirrte Stille. Es war Brendling, dessen hohe Gestalt sich über die Brüstung abzeichnete. Langsam wie Verschwörer, kehrten sie ins Haus zurück.

Am folgenden Morgen sah Paskert Charlotte nur flüchtig, sie war verändert, scheu und beinahe hochmütig. Vielleicht hatte ihr Bruder ihr Vorhaltungen gemacht, weil sie mit dem Gast, der trotzdem ein fremder Mann war, so lange im Dunkel des Gartens geweilt hatte, aber mehr noch hatte es den Anschein, als ängstige sie das flutende Gefühl, das sie beide am Abend unsichtbar vereinigte. Als Paskert dann um die Mittagszeit über die oberste Terrasse ging, vernahm er hinter der offenen Gartentür des Wohnzimmers Stimmen, die sich wie eine regelrechte Auseinandersetzung anhörten. Brendling sprach, Charlotte rief mit dem ganzen Ungestüm und der geheimnisvollen Klarheit, deren ihre Jugend fähig war: „Am besten erkennt man, was an einem Menschen ist, wenn er moralische Verpflichtungen nicht fühlt und sich dahinter verschanzt, daß keine rechtlichen bestehen! Auch heute denkt er immer nur ans Geld. Ich bin viel zu jung für ihn, und wenn er nicht wüßte, daß mir — —"

Paskert lief hastig weiter, er wollte kein Horcher sein. Frau Brendling schien Charlottes Partei zu ergreifen, er verstand nicht mehr, was sie sagte. Er wußte, daß von Engelmann die Rede war, und Charlotte bestätigte es ihm, als sie nach dem Mittagessen in den Garten kam. Sie hatte ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen, begann zu hacken und kleines Unkraut zwischen den Beeten auszureißen, und plötzlich sagte sie:

„Ich habe meinem Bruder erkärt, daß ich Professor Engelmann nicht heiraten werde. Meine Schwägerin ist auf meiner Seite. Ich weiß ganz genau, daß er früher, nach ihrer Scheidung, auch ihr einen Antrag gemacht hatte, weil er auf ihr Vermögen rechnete."

Paskert machte eine überraschte Bewegung. Deshalb also verfolgte Engelmann die Geschichte dieses Hauses so, daß er wie ein Nachtwandler davon sprechen mußte!

„Und der Gedanke, daß er mich gern habe, kam ihm ausgerechnet ein paar Tage, nachdem er durch Zufall gehört hatte, daß ich in Holland erben sollte", fuhr Charlotte fort. „Seien Sie nicht böse, Erwin, wenn ich Sie damit behellige, aber da ich von Ihnen sein Verhalten gegen Ihren Vater kenne ... Übrigens, ich habe es meinem Bruder als Beispiel angeführt, denn von dem Antrag an meine Schwägerin durfte ich doch nicht sprechen, und etwas Greifbares mußte ich haben ... Hätte ich es nicht gedurft? Ihre Gitta Brendling hätte es wohl nicht getan?"

Sie sagte es etwas gereizt, aber er war nicht verletzt, er hatte gar nichts Ähnliches gedacht, seine Stummheit rührte nur daher, daß ihn all dies überwältigte.

„Nein, Charlott", versetzte er langsam. „Mir kämen Vergleiche nie in den Sinn. Zu Ihnen paßt große Kühnheit und Unbekümmertheit so herrlich, daß Sie sie niemals entschuldigen, ihr Recht niemals anzweifeln sollten. Ich finde, Sie sind manchmal wie ein Soldat."

Ein rascher, dankbarer Blick traf ihn. Dann war sie wieder über die Rabatte gebückt, wo die Nässe der Erde in der Sonne verdampfte. Er aber war nähergetreten, er nahm ihr die kleine Hacke aus der Hand, legte leicht den Arm auf ihre gebeugte Schulter und fuhr fort: „Sehen Sie, Charlott, es ist vielleicht vermessen oder auch bloß ungezogen von mir, aber ich kann mich nicht an die hergebrachten Maßstäbe halten, ich habe nur vierzehn Urlaubstage, davon sind drei fast um, und morgen kann es vielleicht schon zu spät sein. Ich habe Sie so lieb, Charlott, wie ich es gar nicht sagen kann. Ich ..."

Sie hatte sich jäh aufgerichtet, er aber hatte vergessen, seinen Arm fortzunehmen, nun standen sie beide so da, wie umschlungen, wie einander zugehörig. Charlotte keuchte ein wenig, ihre Augen ruhten auf Paskert, und erst nach einer Zeit der Stille, der Vertrautheit, der Besinnungslosigkeit machte sie sich frei und sagte: „Sie müssen Geduld haben, Erwin, ich kann Ihnen jetzt nicht antworten, nicht bis ... Bis ich weiß, daß keine Gitta Brendling zwischen uns steht ..."

„Charlott!" Er wollte wieder auf sie zukommen, er vergaß alles, er hätte sie mitten in diesem Garten am hellen Mittag umarmt, wäre sie nicht ausgewichen.

„Bleiben Sie vernünftig", bat sie. „Sie müssen begreifen, daß es mir schrecklich wäre, wenn ich immerfort denken müßte, Sie verwechselten mich mit einer anderen."

„Aber das ist doch nicht ..."

„Doch, es ist so, Erwin. Es ist sogar ziemlich schwierig, glaube ich."

„Trotzdem, Charlott, haben Sie sich ja schon verraten", lachte er glücklich. Sie aber bleibt ernst, ihr Mund war leicht geöffnet, ihr Gesicht erschien einmal traurig, einmal heiter, nur die Augen hatten einen gleichbleibenden Glanz. Plötzlich, bei einer halben Wendung, stieß sie einen leisen Schrei aus. Paskert folgte der Richtung ihrer Blicke, er sah ein schweres, rauhes Gesicht, zwei Arme, die breit auf die Brüstung der Veranda gestützt waren; dann, als der Mann sich herausfordernd langsam und achtlos umdrehte und entfernte, einen wuchtigen Rücken, eine graugrüne, faltige Sportjoppe ...

„Er hat uns gesehen, als wir so dastanden", sagte Charlotte rasch. Der Schimmer in ihren Augen begann zu funkeln. „Mag er", sagte sie trotzig, „es ist gut so."

„Ja", erwiderte Paskert. „Es war Engelmann. Ich hätte Lust, jetzt hineinzugehen und ihn zu begrüßen. Was meinen Sie, Charlott?"

Sie meinte dasselbe. Nachdem sie sich in der im Kellergeschoß belegenen Waschküche die Hände gewaschen hatten, stiegen sie die Treppe zur Veranda hinauf und traten, so wie sie bei der Gartenarbeit bekleidet gewesen waren, ins Wohnzimmer. Engelmann tat überrascht, aber Frau Brendling, der er mit seinen Glückwünschen zur Geburt des Kindes einen wundervollen Strauß fleischfarbener Nelken gebracht hatte, machte ihm einen Strich durch die Heuchelei, indem sie sagte, sie habe ihm bereits erzählt, daß ein Gast im Haus sei.

„Mich hat er nicht besucht, obwohl ich ihn eingeladen hatte", sagte Engelmann vorwurfsvoll. Seine Art, ihn gönnerhaft als alten Bekannten zu behandeln, reizte Paskert. Offenbar war es seine Taktik, ihn, den Soldaten, als eine vorübergehende und nicht ernst zu nehmende Erscheinung in diesem Haus zu betrachten. Noch mehr aber reizte Paskert die betont liebevolle Art, womit Engelmann sich Charlotte widmete, ohne daß sie ihn abschütteln konnte.

„Keine Bange, Herr Engelmann", sagte er fest, „ich werde auch einmal zu Ihnen kommen."

Frau Brendling hatte natürlich so viel Takt gehabt, den Grund von Paskerts Anwesenheit nicht mitzuteilen, und Engelmann trachtete vergeblich, durch geschickt berechnete Zwischenbemerkungen dahinter zu kommen; es zeigte sich, daß er nicht einmal wußte, ob Paskert länger als diesen einen Tag hier war. Andererseits war er klug genug, auf Paskerts Interesse an dem Haus Bergstraße 75 nur mit sachlichen Fragen einzugehen.

Mitten in diesen Unterhaltungen, während man unter dem rot und weiß gestreiften Sonnenschirm draußen am Kaffeetisch saß, kam die Nachmittagspost. Alles übrige wurde beiseitegelegt, als Charlotte mit jubelndem Aufschrei einen an sie gerichteten Brief ihres Bruders, des Soldaten, fand. Sie schlitzte ihn auf und begann laut vorzulesen. Als sie aber über die Sätze, die von seinem Befinden handelten, hinausgekommen war, senkte sie ihre Stimme und hörte schließlich ganz auf zu sprechen. Alle schwiegen. Dann legte sie den Brief vor sich hin, sah ernsthaft sinnend in die Runde und schlug vor Paskerts strahlendem Blick die Augen nieder.

„Darf ich lesen?" fragte Frau Brendling.

Charlotte nickte nur. Als sie den Brief studiert und wieder zusammengefaltet hatte, fragte Frau Brendling von neuem: „Darf man sprechen?"

Diesmal zögerte Charlotte. Wieder glitten ihre Augen zu Paskert, jetzt beinahe sorgenvoll. Aber dann sagte sie lächelnd zu ihrer Schwägerin: „Es wird kein Geheimnis bleiben können, Nora. Wenn du es also sagen willst ..."

„Mein Schwager Hans hat also mit den Nachforschungen nach der weitläufigen holländischen Verwandtschaft Glück gehabt", berichtete Frau Brendling. „Das Tollste, was er herausgefunden hat, ist wohl, daß eine der Verwandten hier in Heidelberg wohnen soll. Sein Brief ist ein bißchen konfus, eine schlimme Bleistiftkritzelei, es muß in Eile auf dem Vormarsch geschrieben worden sein, ein Kurier, der in dienstlichem Auftrag zurückging, hat den Brief befördert, weil die Feldpost gesperrt war. Er will später genauer und ausführlicher schreiben, jetzt hat er sogar den Namen mitzuteilen vergessen, aber es muß, wenn ich es richtig verstehe, eine Brendling sein, eine Kusine des Herrn Leeuwe, der vor einiger Zeit gestorben ist und Charlotte mit einem Vermächtnis bedacht hat. Nun, was das auch sei, sie wohnt also im Wolfsbrunnenweg drüben — stellen Sie sich das vor, gerade gegenüber auf der anderen Neckarseite, täglich blickt man dorthin und ahnt nichts —, und sie hat allerlei hinter sich, sie soll zuletzt in Polen gewesen sein und von einem deutschen Soldaten unter Lebensgefahr aus einem brennenden Haus gerettet worden sein. Gleich darauf wurde der Retter durch eine Granate schwer verwundet.

Bestürzt schwieg sie, mitten im Wort. Paskert war aufgestanden, er hielt sich an der Tischkante fest, sein Gesicht war fahl und grau wie Asche. Engelmann wollte ihm zu Hilfe kommen, Frau Brendling klingelte dem Mädchen. Nur Charlotte saß starr da, mit einer unheimlichen Ruhe.

Paskert bewegte ein paarmal die Lippen, ehe er sprechen konnte. Seine Stimme klang hohl und stumpf. Er war bisher immer sehr wortkarg gewesen, wenn man ihn gebeten hatte, Fronterlebnisse zu erzählen. Jetzt konnte er nicht mehr schweigen. Er war es, der eine Frau in Polen aus einem brennenden Haus gerettet hatte, er war es, der dabei durch eine Granate schwer verletzt worden war. Man hatte ihm später noch gesagt, die Gerettete sei eine Holländerin gewesen, dann hatte er nie wieder davon gehört. Aber ... Plötzlich versagte

Fortsetzung auf Seite 34



Eine Weltstadt bei Nacht

Hochhäuser der Arbeit und Theater, deren Reklamen Vorstellungen alten und neuen Stils, Opern und Revuen anpreisen, eine Unzahl Läden, die bis spät nachts geöffnet sind, Autos, Omnibusse und Straßenbahnwagen, deren Lichter eine nicht abreißende Kette bilden, eine lebhafte Menschenmenge, die froh und anscheinend unermüdlich über die Gehsteige der Hauptstraßen strömt und die Nebenstraßen und Gäßchen bis in die hintersten Winkel füllt — das ist der Eindruck, den diese Stadt vermittelt, in der 6¼ Millionen Menschen leben und arbeiten . . .

... es ist TOKIO

Japans Hauptstadt — von früh bis spät



Fräulein Chrysantheme kassiert die Fahrgelder. *Seitdem es Autobusse und Straßenbahnen in Japan gibt, fahren junge Mädchen und Frauen als Schaffnerinnen und Wagenführerinnen. In Japan stehen viel mehr als in irgendeinem anderen Land der Welt die Frauen im Erwerbsleben, und es hat sich längst herausgestellt, daß an zahlreichen Stellen die Frau ebensoviel leistet wie der Mann*



Endstation - 10 Minuten Aufenthalt. *Für Fräulein Chrysantheme und ihre Kolleginnen stehen an den Endstationen kleine Wartehäuschen, wo sie ihre mitgebrachten Mahlzeiten einnehmen und sich den hellgrünen, bitteren Tee aufbrühen können, von dem der Japaner im Laufe des Tages unzählige Tassen trinkt. Jede Pause benutzt sie als echte Japanerin, um sich und ihre einfache Kleidung sauber und ordentlich zu machen. Das Kohlenbecken im Vordergrund dient bei kalter Witterung zum Wärmen der Hände und Füße*



Eine Großbank turnt. *Die vielen Parks von Tokio dienen nicht nur den Frauen und Kindern zur Erholung, sondern in erster Linie allen Angestellten der Banken, Warenhäuser und Büros, die in ihrer Freizeit hier zur gemeinsamen Gymnastik zusammenkommen. Bei günstiger Witterung kann man morgens oft das merkwürdige Schauspiel erleben, daß die Bewohner ganzer Stadtteile nach den Rundfunkkommandos turnen, die aus den überall aufgestellten Lautsprechern schallen*



Auf der „silbernen Straße". *Die „silberne Straße", japanisch „Ginza", ist die Hauptstraße Tokios. Sie liegt im ältesten Teil der japanischen Hauptstadt und ist etwa 2½ Kilometer lang. Ihren Namen hat sie von der früher hier befindlichen Münze, die das Silbergeld prägte. Heute ist es die Hauptgeschäftsstraße und die einzige Straße der Welt, in der ein halbes Dutzend Kaufhäuser stehen*





Ein Stich am „Tuch der 1000 Nadelstiche". *Seit Jahrhunderten schickt die Heimat den japanischen Soldaten das „Tuch der 1000 Nadelstiche" ins Feld, das sie vor Tod und Verwundung schützen soll. Tausend Frauen müssen an einem solchen, über 1 Meter langen weißen Leinentuch je einen Nadelstich getan haben. Mit einem roten Faden wird meist kein besonderes Muster genäht, es sei denn, daß man den Sonnenball, das Sinnbild Japans, wählt. In den verkehrsreichen Straßen stehen die Frauen, die Angehörige im Felde haben, und Mitglieder vaterländischer Vereinigungen und bitten die vorübergehenden Frauen, einen Stich zu tun. Für den japanischen Soldaten ist das „Tuch der 1000 Nadelstiche" das schönste Stück im Liebesgabenpaket*





Die Geisha im Stadtbild des neuen Japan. *Während die Japanerin im allgemeinen, dem Ernst der Zeit entsprechend, eine schlichte Haartracht bevorzugt, darf die Geisha, deren Beruf es ist, Gesellschaften mit Gesang, Tanz und der ihr eigenen Grazie zu unterhalten, noch die altjapanische Frisur tragen, wenngleich sie auch da die neue Zeit zwingt, von allzu auffälligem Schmuck abzusehen. Sie fährt auch nicht mehr wie früher soviel im Auto oder der zweirädigen Rikscha, sondern steht mit den andern auf der Fußgängerinsel und wartet auf die Straßenbahn*

Sonnenbad in der Mittagspause. *Die weiblichen Angestellten großer Handelshäuser tragen einheitliche Firmenkleidung über ihren teils europäischen, teils heimischen Kleidern. Diese Berufskleidung weist im allgemeinen keine Firmenaufschriften auf. Dafür kann man oft an der Farbe unterscheiden, ob Fräulein Frühling bei Herrn Tanaka oder Fräulein Aprikosenblüte bei Herrn Suzuki tätig ist*



Der Enkel im „Rucksack". *Im alten Japan gab es keine Kinderwagen. Selbst heute noch werden die kleinen Kinder meist von den Großeltern auf dem Rücken spazieren getragen. Das Enkelkind sitzt auf dem Rücken des Großvaters und findet Halt an einem Band, das unter den Mantel geschlungen ist, unter dem sich beide befinden*

Agfa PHOTO

Ein Begriff
für
photographische
Wertarbeit

Agfa

CAMERAS · FILMS
PLATTEN · PAPIERE

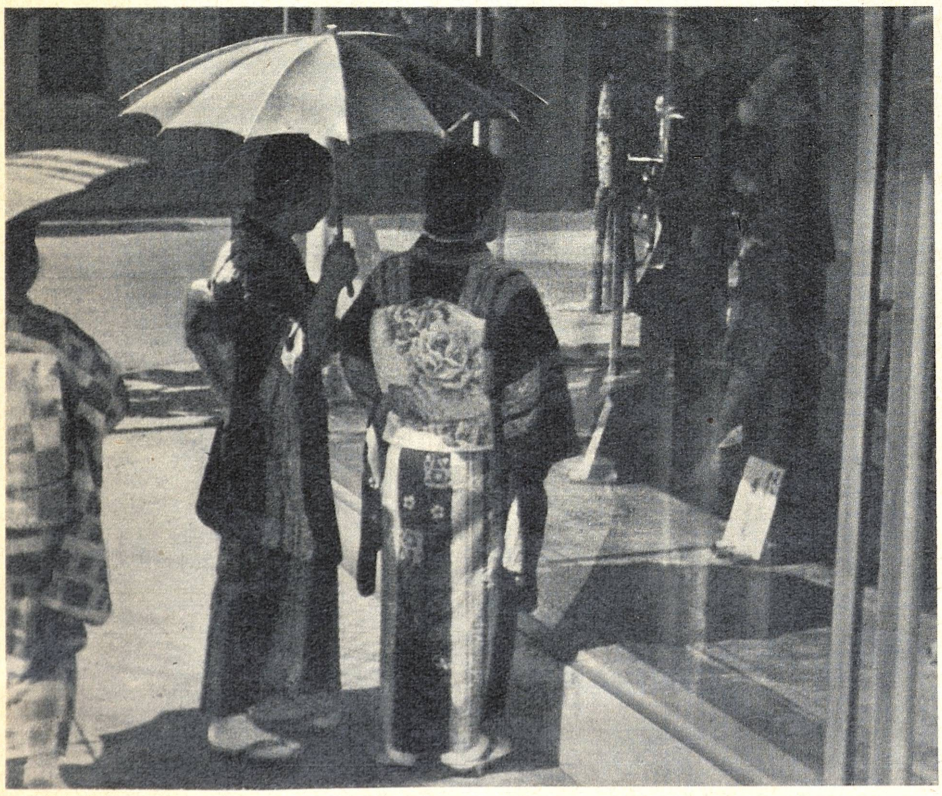






Jahrmarkt seit 300 Jahren. *Wie New York sein Coney Island, Hamburg seine Reeperbahn, Paris sein Montmartre hat, so besitzt Tokio in seinem Stadtteil Asakusa ein ständiges Vergnügungsviertel. Seit 1603, dem Jahre, da Tokio Großstadt wurde, reiht sich hier Bude an Bude, wo Theater gespielt wird, wo man Fechten vorführt und Raritäten zeigt. Hier findet der Tokioter nach der Tagesarbeit Entspannung und Zerstreuung. Hier kann er für billiges Geld essen, Sake, den japanischen Reiswein, trinken, hier kann er dem Gesang der Geishas lauschen und sich an ihren Tänzen erfreuen. Hier kann sich der Japaner für eine Mark satt essen, satt trinken und satt sehen und sich einen Ausgleich für den Ernst der Zeit schaffen*

...und nach Feierabend



Schaufensterbummel. *Zur Arbeit trägt die Japanerin von heute eine schlichte Werkkleidung oder die Mompei, die altjapanische Frauenhose, die in neuester Zeit wieder zu Ehren gekommen ist; nach Feierabend und für den abendlichen Bummel durch die Straßen mit den Kleider- und Stoffgeschäften wirft sie sich dagegen am liebsten doch in den heimischen Kimono, was nicht ausschließt, daß Auslagen mit westlicher Kleidung eine besondere Anziehungskraft haben*

Links: **Schlangestehen vor dem Theater.** *Der Japaner ist seit je außerordentlich theaterfreudig, und darin hat sich bis heute nichts geändert; klassische Dramen, Mädchenrevuen und Filme können stets mit vollen Häusern rechnen. Bereits Mittags stellen sich die Hausfrauen und die Angestellten, die ihren Ausgang haben, zu den Vorstellungen an, die nachmittags beginnen. Die Werktätigen haben jedoch meist die Möglichkeit, ihre Eintrittskarten ohne Umstände in ihrem Betrieb selbst zu beziehen* Aufnahmen: Weltrundschau-Wiese



Fortsetzung von Seite 28

Bergstraße 75

ihm die Sprache. Er war so erschüttert, daß er sogar Charlottes Blick vermied.

Auch sie war um einen Schein blasser geworden, und während Engelmann und Frau Brendling in großer Stille verharrten und das herbeigerufene Mädchen nutzlos und vergessen herumstand, sagte sie mutig: „Ich werde sofort zum Wolfsbrunnenweg hinübergehen. Glücklicherweise hat Hans wenigstens an die Hausnummer gedacht."

Paskert hatte, um Entschuldigung bittend, ein paar Schritte zur Brüstung hin getan. Er fuhr sich über die Augen, lehnte sich dann plötzlich über Charlottes Stuhl und fragte, ob er sie begleiten dürfe. Sie nickte stumm. Es wurden nur noch wenige Worte gewechselt, ehe sie aufbrachen. Engelmann legte Paskert eine Hand auf den Arm: „Darf ich Sie anschließend bei mir zu Hause erwarten?"

Etwas in seiner Stimme ließ eine so starke Bewegung erkennen, daß Paskert zusagte. Es schien, als habe auch dieser eitle und selbstsüchtige Mann mit einemmal eingesehen, daß der nackte Mensch mit allen seinen Gebrechen schöner und glaubwürdiger als die forscheste und unantastbare Maske sei.

Unterwegs überredete Charlotte ihren Begleiter mit einer sanften und eindringlichen Kraft der Worte, daß er es ihr überlassen solle, die Dame am Wolfsbrunnenweg aufzusuchen. Er wartete auf einer Bank am Scheffelplatz. Während er den von der Sonne vergoldeten Rauch über den langen Zeilen winkliger Dächer ruhen und das Schloß in den grünen Glanz der Wälder getaucht sah, dachte er, den Kopf in die Hände gestützt, nur an Charlotte. An nichts sonst. Eine gewaltige Verzweiflung überschattete ihn. Er liebte Charlotte. In der Tasche fühlte er wie eine still brennende Flamme den schönen, mit einem Kranz der Verklärung umgebenen Brief Gitta Brendlings. Was würde das Schicksal über ihn verhängen? Würde Gitta Brendling noch auftauchen? Hatte die Frau, die er in Polen gerettet hatte, vielleicht eine Tochter? Aber wenn sie im Wolfsbrunnenweg wohnte, warum hatte sie Bergstraße 75 als Adresse genannt, warum hatte sie sich nie bei ihren Verwandten gemeldet? Hundert solche Gedanken stürzten wie eine mächtige Wolke über ihn herein.

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als er eine leise Hand von rückwärts über seinen Augen spürte.

„Charlott!" sagte er mit einer tiefen, klaren Empfindung.

„Erwin", antwortete sie still. Dann setzte sie sich neben ihn auf die Bank.

Sie schwiegen beide. Wieder schien eine unendliche Zeit zu verstreichen, während der das Geplauder und die Tritte der Spaziergänger wie durch einen Schleier an ihr Ohr trafen. Dann faßte Charlotte zaghaft, mit einer sacht streifenden Innigkeit, nach Paskerts Hand, die wieder seine Stirn umschloß, und zog sie herab.

„Erwin", sagte sie behutsam und leise, „es ist eine sehr alte, gebrechliche Dame..."

„Ich weiß. Es war eine Greisin, die ich aus den Flammen trug. Ist sie es, die dort wohnt?"

„Sie ist es. Ich war nicht darauf vorbereitet. Weder du noch mein Bruder Hans, keiner erwähnte das Alter."

Er sah sie verständnislos an. Er begriff nicht einmal, daß sie „Du" gesagt hatte.

Sie rückte etwas näher an ihn heran, fuhr zögernd über seine Finger, die in ihrer Hand lagen, und sagte, sehr still vor sich hinblickend:

„Erwin . . . Es ist Gitta Brendling . . ."

Sein Auge war leer. Er schien sie nicht zu verstehen. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie das Weitere mit rasender Schnelligkeit hervorsprudelte.

„Als ihr Leben in Sicherheit war, gelangte sie nach einigen Irrfahrten nach Heidelberg. Sie hatte keine Ahnung, daß jemand aus dem ihr so entfernten und durch lange Verschollenheit entfremdeten Zweig der Familie hier wohnte. Sie kam hierher, weil sie eine Erinnerung hatte. An das Haus Bergstraße 75, in dem sie vor Zeiten, als Meulenhoffs die Besitzer waren, öfters zu Besuch gewesen war. Aber sie erkrankte und konnte sich um nichts kümmern. Aus Holland schickte man ihr Geld. Sie wandte alles daran, den Aufenthalt des Soldaten zu erfahren, der ihr das Leben gerettet hatte, aber sie wollte, daß es geheim blieb, sie wollte sich ihm nicht zu erkennen geben. Und dann schickte sie ihm Pakete und schrieb ihm, und . . ."

Charlotte sah auf, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Paskert saß ruhig da, ganz steinern, nur seine Hände zitterten leicht.

„Sie brachte es nicht fertig, dich zu enttäuschen, Erwin, nachdem sie gemerkt hatte, daß du in ihr ein junges Mädchen sahst, oder wenigstens eine junge Frau. Sie hoffte, eines Tages würdest du es an der gedankenvollen verzichtenden Art ihrer Briefe selbst merken. Und um zu verhindern, daß du je darauf verfielst, sie zu besuchen, nannte sie von vornherein die Adresse des Hauses, an das sich ihre schönsten Erinnerungen knüpften, und von dem sie immerhin soviel wußte, daß es längst in fremde Hände übergegangen war."

Jetzt endlich bewegte sich Paskert. Ohne ein Wort zu erwidern, nahm er Gitta Brendlings Brief aus der Tasche und gab ihn Charlotte. Als sie gelesen hatte, wiederholte sie bedächtig:

„Solange man wirklich jung ist, braucht man nichts zu fürchten als sich selbst, und sich vor nichts zu schämen außer dem eigenen Versagen . . ."

„Ja", sagte Paskert endlich, „ja." Dann schwieg er wieder. Erst nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich war zu dumm, um es zu begreifen, ich hätte es erraten müssen, Charlott . . ." Er drehte mit beiden Händen ihr leuchtendes Gesicht zu sich hin. „Wir zwei sind jung, wir wollen danach handeln. Liebst du mich, Charlott? Ich glaube es. Aber sag' es mir auch."

„Ja, Erwin. Weißt du, ich habe es Gitta schon gestanden. Sie hat mir das Versprechen gegeben, daß sie sich von meinem Bruder demnächst einmal mit dem Wagen zu uns herüberbringen läßt. An dem letzten Tag, an dem du hier bist, Erwin", ergänzte sie leiser, „vorher möchte sie nicht."

Es wurde Abend, sie saßen noch an ihrem Platz. In einem weichen, seidigen Licht streckte sich die Landschaft vor ihnen zur Ruhe, der Fluß, die Stadt, der starke, grünende Flug der Berge.

„Ich hätte Lust, jetzt gleich bei Engelmann vorzusprechen", meinte Paskert, „damit ich das hinter mir habe. Kommst du mit, Charlott?"

„Natürlich, ich freue mich, ihm einmal in seinem eignen Haus die Meinung sagen zu können!"

Als sie in der Gaisbergstraße anlangten, wo Engelmann sich ein kleines Landhaus in bayerischem Stil erbaut hatte, ging jen-



seits des Rheins die Sonne unter. Engelmann nötigte sie zu einem Glas Wein in der hölzernen Loggia, von wo man in die große, weißlich dunstende Ebene sah. Er fing von selbst über die leidige Angelegenheit zu sprechen an, die seinen und Paskerts Vater verfeindet hatte.

„Sie vergessen aber, daß ich mich selbst von meinem Vater losgesagt hatte", warf er auf ein scharfes Urteil Charlottes ein.

„Es war einfach nicht anständig von Ihnen gehandelt", beharrte sie.

Er zuckte die Achseln. Paskert sagte: „Ich habe nichts gegen Sie, was liegt mir heute an äußeren Dingen, aber meinem Vater hat es die letzten Lebensjahre vergällt."

Engelmann blickte von ihm zu Charlotte und wieder zurück. „Was kann ich da heute tun", meinte er, „Paskert nachträglich etwas anbieten? Sie sehen, Charlotte, wie heftig er den Kopf schüttelt. Ich beglückwünsche Sie beide", sagte er plötzlich. „Natürlich, es ist kein Verdienst von mir, wenn ich auf Sie verzichte, Charlotte, ich könnte Sie ohnedies nicht hindern, ihn zu lieben. Aber wenn ich mich nun ganz ehrlich und freundschaftlich und neidlos zurückziehe, werden Sie vielleicht wieder etwas besser von mir denken, nicht wahr?"

„Erledigt", erwiderte Paskert und gab ihm die Hand.

Zum Abschied geleitete Engelmann sie bis an die Haustür. „Übrigens", sagte er, „Brendling hat mir mitgeteilt, daß er für Frau Nora heute zum Einzug des Stammhalters die Villa mit den breiten Terrassen gekauft hat. Er hat inzwischen ausprobiert, wie man da wohnt."

„Ein gescheites Verfahren", meinte Paskert, und durch sein Lachen klang Ernst, „so sollte man allen Architekten auf die Finger sehen."

Als er mit Charlotte den Weg zurückging, blieb er in einem plötzlichen Einfall stehen.

„Aber wie hat es Gitta Brendling, diese alte Dame mit dem gütigen jungen Herzen, angefangen, daß sie meine nach der Bergstraße 75 adressierten Briefe empfing?"

„Ach, Erwin, sehr kindlich und sehr einfach. Sie weihte ihre Zimmerwirtin, eine etwas exzentrische Person, in ihr Geheimnis ein, da ihr Leiden sie fast immer ans Haus fesselte und nur kleine Waldwege in der Umgebung gestattete, und sie veranlaßte sie, bei der Post einen Nachsendungsantrag zu stellen: Gitta Brendling, verzogen von Bergstraße 75 nach Wolfsbrunnenweg 104."

„Wie erfinderisch", staunte Paskert. „Ich glaube, wir Jungen kämen nicht auf solche Schliche."

Charlotte wußte einen abkürzenden Pfad quer durch den Wald. Die Rispen der Edelkastanien überschimmerten schon weißlich den Berg. Die Amseln schlugen, und die Finkenjungen streckten die nackten Hälse hungrig aus dem Nest. Weit über dem Tal rief ein Kuckuck. Irgendwo in den Hängen verhallte das Jauchzen eines spielenden Kindes.

„Charlott!" sagte Erwin und betrachtete sie entzückt, wie sie da neben ihm ging, hell und duftig im scheidenden Licht.

Sie hob den Kopf mit einer süßen, unschuldigen Geste.

„Etwas frei und ohne Zögern tun, ist nach Gitta Brendling das Glück der Jugend", lächelte sie. „Ob wir später auch einmal dieser Ansicht sein werden? Überhaupt, Erwin, muß ich noch herauskriegen, wie man mein Verwandtschaftsverhältnis zu Gitta Brendling bezeichnen kann."

„Später, Charlott", lächelte er zurück. „Alles später, bis auf dies eine . . ."

Und er küßte sie, lange und feierlich, auf Mund, Augen und Haar.

Kurz und gut / *Anekdoten aus aller Welt*

Am falschen Platz

Am Wiener Burgtheater wurde seinerzeit streng unterschieden zwischen den älteren Mitgliedern des Schauspielhauses, die pensionsberechtigt waren, und jenen anderen, die weder eine feste Anstellung noch Pensionsberechtigung hatten. Unter den älteren war naturgemäß mancher Veteran der Bühne, der wegen chronischer Gedächtnisschwäche dicht an den Souffleurkasten herantrat, damit er die Stichworte besser hörte.

Als Dingelstedt noch Burgtheater-Direktor war, bemerkte er eines Tages auf der Probe, wie sich ein jüngerer Schauspieler unmittelbar an dem Souffleurkasten aufbaute, weil er einen längeren Monolog zu halten hatte. Dingelstedt stürzte auf ihn los, zerrte ihn weg und sprach die klassischen Worte:

„Unglücklicher! Wo stellen Sie sich hin? Da ist doch der Platz für die wirklichen Hofschauspieler!"

Eine weise Entscheidung

Der berühmte Komponist Max Reger war sehr eigensinnig und außerdem ein leidenschaftlicher Raucher. 1912 wurde er als Kapellmeister an das Meininger Hoftheater verpflichtet. Kaum hatte er die neue Stellung angetreten, als er schon mit dem Oberhofmarschall aneinandergeriet, der ihm das Rauchen in den Räumen des Hoftheaters untersagte. Generalmusikdirektor und Oberhofmarschall waren beide gleich unnachgiebig; ein erregter Briefwechsel war die Folge. Als die Lage sich immer bedrohlicher zuspitzte, sprach schließlich Georg II., der die Bühne betreute, ein Machtwort. Er schickte seinem Hofkapellmeister ein Zigarettenetui und zugleich einen Feuerwehrmann, der sich stets während der Proben und in den Pausen von Konzertaufführungen in Regers Nähe aufzuhalten hatte.

Die Begegnung

Dänemarks größter Komödiendichter, Ludvig Holberg, war ein witziger Herr. Seine Komödien, worin er die Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen herausstellt, haben eine außerordentliche volkserzieherische Bedeutung gehabt.

Kurz nach der Premiere seines „Jacob von Thyboe", worin Holberg besonders das Auftreten des Adels und der Offiziere geißelt, begegneten ihm eines Tages auf der Straße zwei Offiziere. Der Bürgersteig war sehr schmal, so daß er keinen Platz bot, um alle drei gleichzeitig passieren zu lassen. Die beiden Offiziere schickten sich nicht an, aus dem Weg zu gehen, sie machten sich vielmehr möglichst breit, und als sie Holberg erreicht hatten, blieben sie mit der Bemerkung stehen:

„Wir gehen einem Narren nicht aus dem Wege."

Mit einer eleganten Verbeugung trat Holberg zur Seite und rief:

„Ich aber zweien!"

Ein stolzes Angebot

Philipp V. von Spanien war nach der Schlacht von Villaviciosa gezwungen, im Freien zu schlafen. In seiner Gesellschaft befand sich Vendôme, der zum König sagte:

Majestät, ich schaffe Ihnen das schönste Bett, das ein König je besaß, — und bereitete ihm ein Lager aus den sämtlichen Fahnen und Standarten, die vom Feind erbeutet worden waren.



Kine-EXAKTA

noch lichtstärker!

Den ganzen Zauber nächtlicher Motive – ob schwarz-weiß oder farbig – erschließt Ihnen das neue, ultralichtstarke Nachtobjektiv zur Kine-Exakta: das Biotar 1:1,5/7,5 cm. Sie belichten nur halb so lange wie mit Blende 1:2 und 5 mal kürzer als mit Blende 1:3,5!

Ausführliche Druckschriften über die einäugige Kleinbildreflex „Kine-Exakta" gratis.

Jhagee
KAMERAWERK
STEENBERGEN&Co

Dresden-Striesen 672



Ein Temperament bricht durch . . . Während eines Stierkampfes in Spanien kann ein Zuschauer sich nicht mehr zügeln — mit einem Satz über die Barrieren springend, stellt er sich dem Stier, und . . .



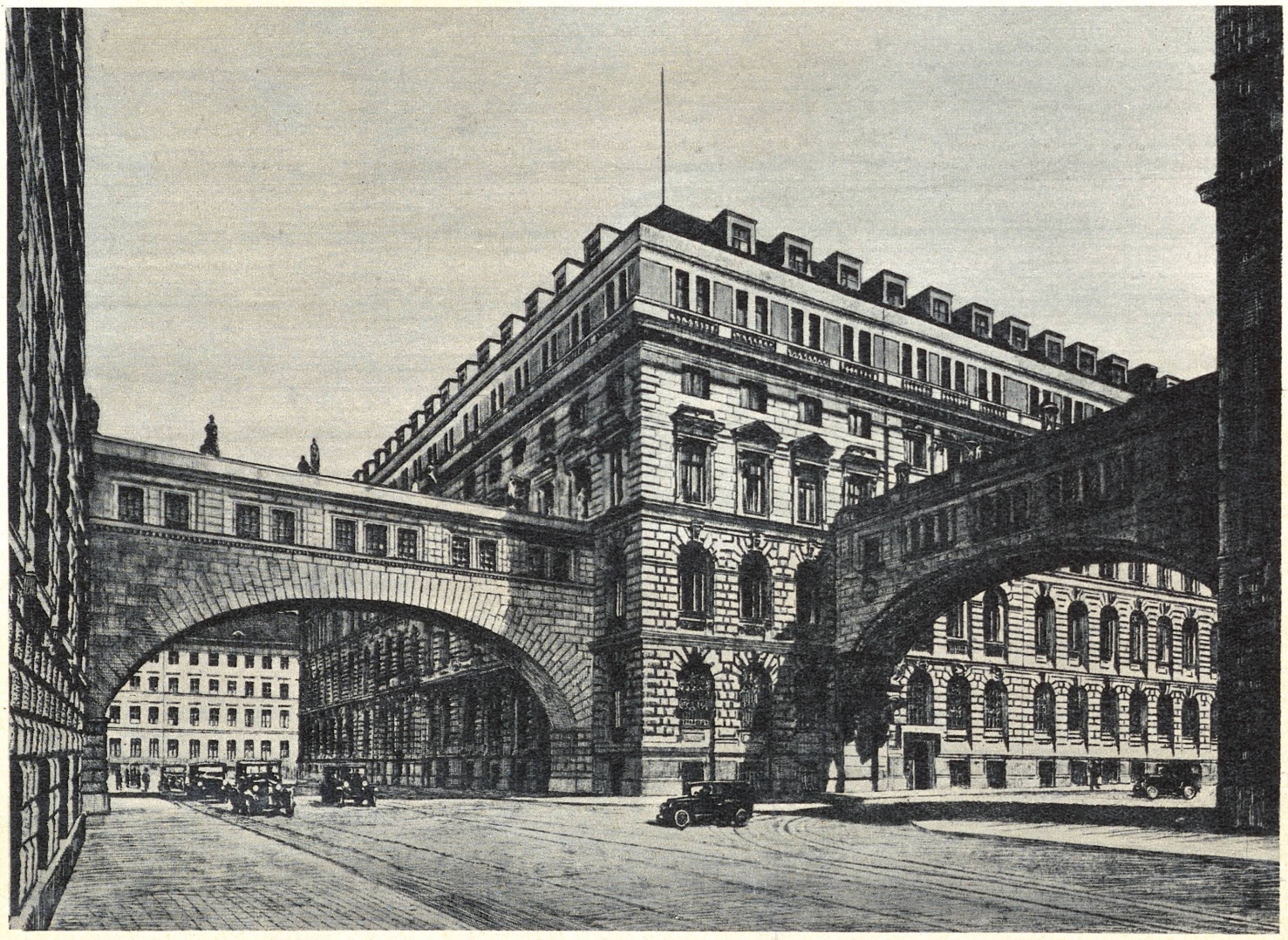
. . . fliegt im nächsten Augenblick schon zur Seite. Die Stierkämpfer selbst suchen den wütenden Stier abzulenken, es gelingt. Aber der Mann gibt nicht nach – wer weiß, wie oft er schon fiebernd davon träumte, in einer Arena zu stehen



Schon ist er wieder auf den Beinen, und geht, das rote Tuch schwenkend, noch einmal auf den Stier los. Aus dem Publikum tönt Johlen, Schreien, Pfeifen und lautes Geheul. Dann rast der Stier auf die andere Seite der Arena . . .



. . . und dort gelingt dem Torero der tödliche Stoß. Ohrenbetäubender Beifall bricht los. Unser Held aber bezieht den Beifall auf sich, geht ab — und dankt, dankt nach links und rechts mit würdevollem Gruß. Und ein toller Zwischenfall geht im tollem Applaus unter . . . Aufn.: Fosshag



DEUTSCHE BANK

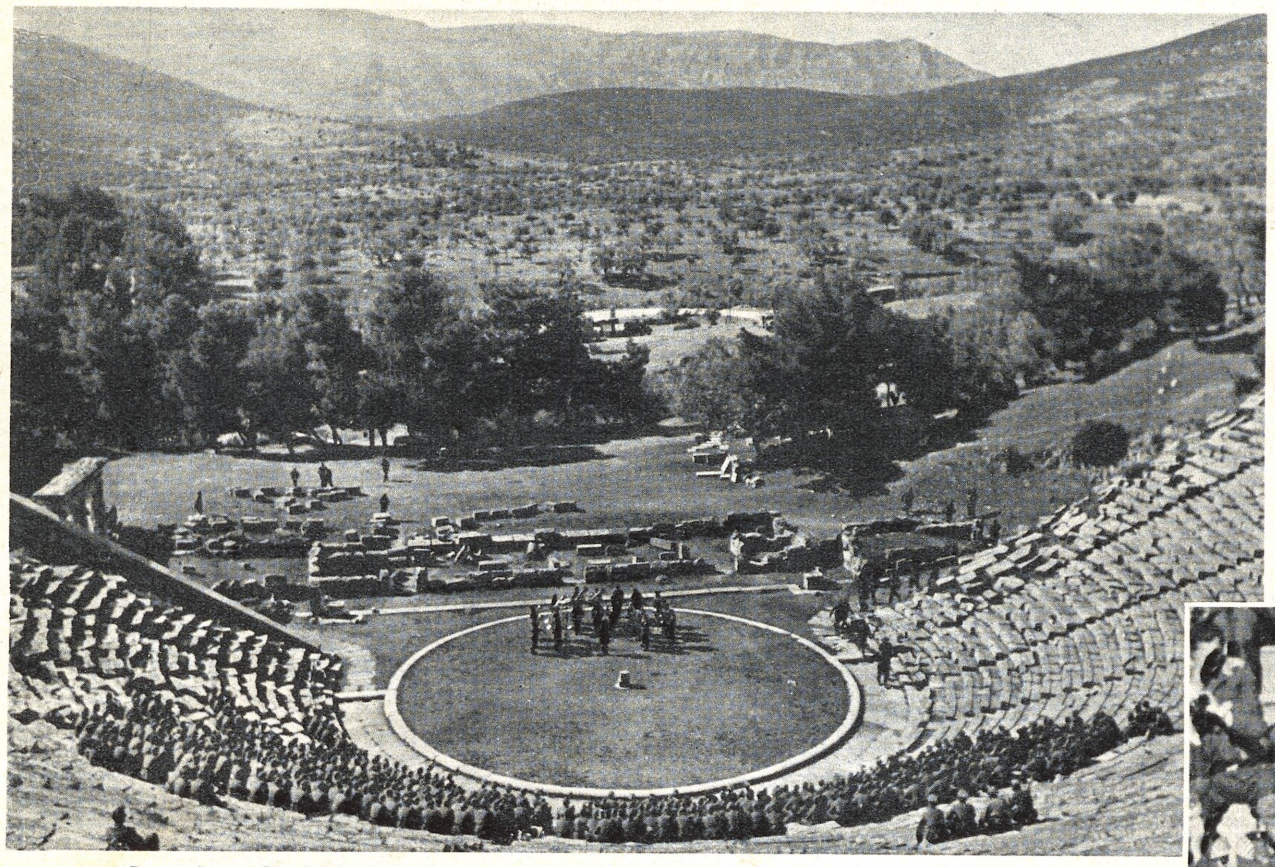
Behrenstraße 9-13 HAUPTSITZ BERLIN Mauerstraße 25-32
489 Geschäftsstellen

Zuverlässige Bearbeitung
aller banküblichen Geschäfte
im Kapital-, Reise- und Warenverkehr

Finanzierung von Aus- und Einfuhrgeschäften

Zweieinhalb Jahrtausende sehen zu ...

Ein Freilufttheater in Epidaurus auf dem Peloponnes, 400 Jahre vor Christo erbaut, erwacht zu neuem Leben!



Das steinerne Rund faßt 17000 Personen. Die paar hundert deutschen Soldaten, die in der Nähe liegen, finden reichlich Platz. Doch während die Marschweisen einer Militärkapelle erklingen ...



... herrscht in einem modernen Wohnwagen hinter der Arena seltsames Leben. Schöne Frauen schminken sich, und ...



... plötzlich steht eine Künstlerin auf dem Natur-Parkett der Freilichtbühne und tanzt! Trotz dem ungewohnten Rasen geht es großartig



Aber ihre Kollegin hat es auch nicht leichter. Es gilt, in flirrender Sonne und weiter, freier Luft die Stimme triumphieren zu lassen





Und in dem Aeskulap-Theater prasselt Beifall auf!

Schwieriger, als zu tanzen, ist es, auf dieser ungewohnten Bühne zu danken! Die Künstlerin flüchtet sich zu dem Opferstein des Dionysos (links von ihr), auf dem die alten Griechen die Kunst und die Freude verehrten

Beim Abschminken aber suchen die Blicke das Meer, auf dem einst Agamemnon gegen Troja fuhr — und dann geht's weiter, kreuz und quer durch Griechenland, um Tag für Tag vor deutschen Soldaten zu spielen...

Aufn.: PK.-Baier





Mädchen, wovon träumst du? *Schön ist es, in völliger Gelöstheit die Sonnenpfeile aufzufangen, sorglos im Sand zu liegen, während zwischen Schlaf und Wachsein still die Zeit verrinnt*

Aufn.: Dr. Paul Wolff





Tage der Rosen, Tage der Freude

Wenn in Bulgarien die Rosenfelder erblühen und ihr betäubender Duft die Landschaft erfüllt, dann wird das Rosenfest gefeiert. Die Mädchen putzen sich, aus ihren Haaren leuchten die Rosen und in farbenprächtiger Nationaltracht treten sie mit den Burschen zum Reigen an. Lieder, die die Liebe und ihr Symbol, die Rose, preisen, ertönen, indes einzelne Mädchen in wirbelnder Lust und zum Rhythmus klatschender Hände den „Raczenitzka" tanzen. Die Gäste — unter denen sich nun auch viele deutsche Soldaten befinden — werden mit „Sladko", einer Mischung aus Syrup und roten Rosenblättern, bewirtet. Die Ernte der Millionen Rosen selbst aber wird als Rosenöl in alle Welt wandern — in jedem Essenztropfen noch Tage der Rosen verheißend. Aufnahme: Dr. Panoff



OHNE Motor OHNE Segel

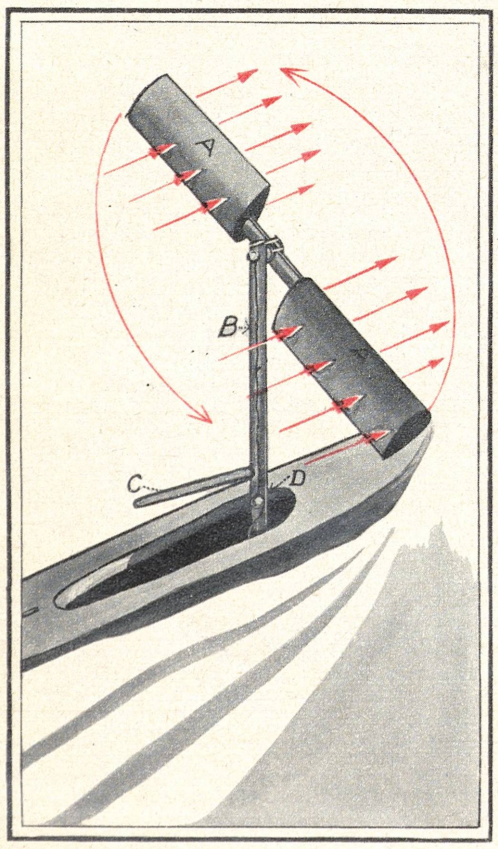
Das Schiff mit den Windmühlenflügeln kann man im In- und Ausland schon da und dort sehen. Es macht einen eigenartigen Eindruck, wenn es mit einem anscheinend leeren Mast, ohne Motorenlärm, dafür aber mit einem seltsamen Schwirren in hoher Fahrt über die Wellen geht. So eigenartig und unglaubhaft aber diese Erscheinung auf dem Wasser wirken mag, sie hat ihre Kraftprobe gegenüber einem normalen Segelschiff schon abgelegt. Das Boot fährt so schnell und schneller wie ein Segler — das „Warum?" wird von den Zeichnungen unten erklärt.

Zeichnungen: Diederich
Aufnahme: Signal-Archiv



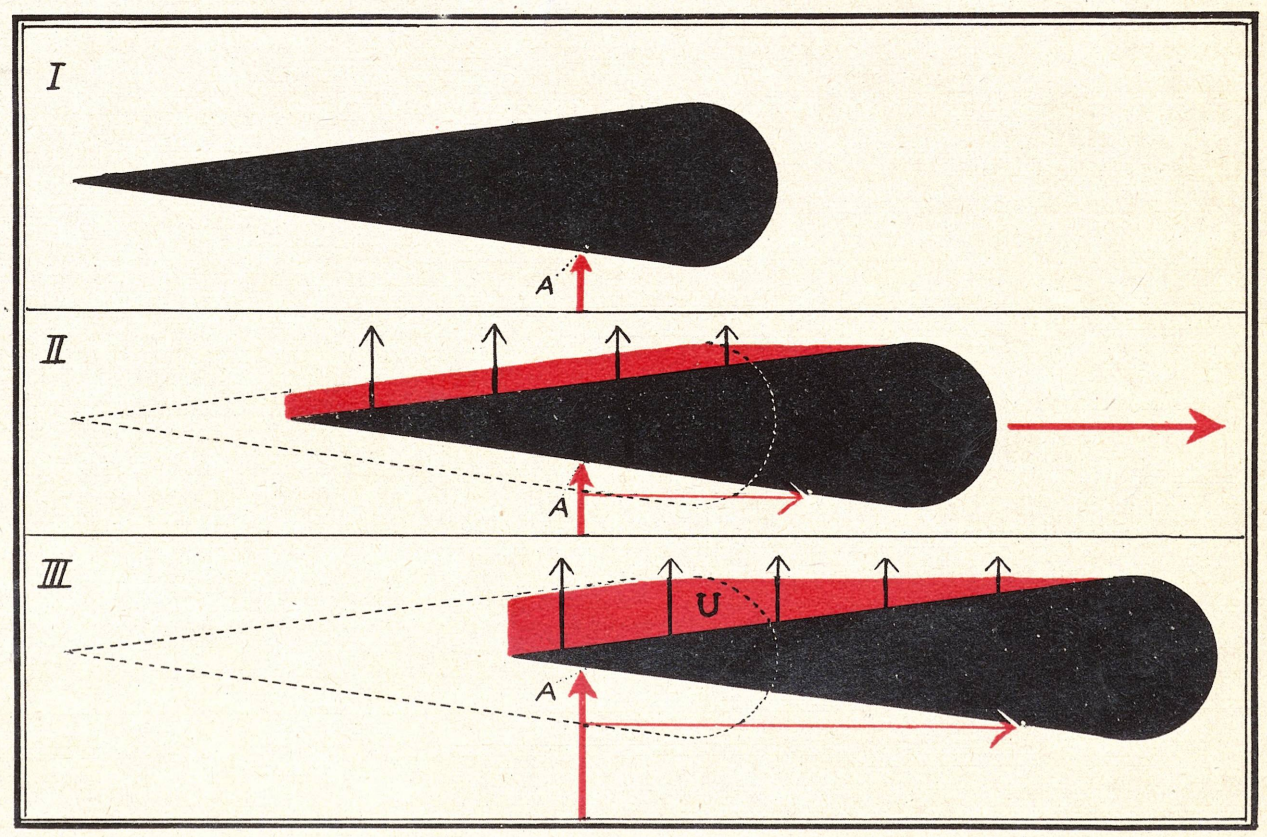
Sturmfahrt bei Windstärke 7 . . .

. . . ein Segelschiff ohne Segel, ein Motorboot ohne Motor, nur ein Mast und zwei propellerähnliche Flügel, die der Wind dreht, die das Boot schneller treiben als ein Segelschiff, das ist die neuartige Erscheinung auf See und Meer. Es ist eine deutsche Erfindung und nennt sich Auto-Giro-Segler



So sieht der Auto-Giro-Segler aus:

Am Mast drehen sich zwei Rotorblätter (A), die einen Querschnitt haben, der so ähnlich aussieht wie der eines Flugzeugflügels. Der Mast (B) — und damit der Rotor — kann am Großbaum (C) nach allen Richtungen gedreht werden. Am Mast befinden sich außerdem eine Kurbel zum Anwerfen des Rotors von Hand und eine einfache Seilbremse zum Abbremsen der Flügel (D). Diese Einrichtungen genügen, um das Fahrzeug genau so zu führen, wie man ein Segelschiff führt. Man kann also mit dem Boot vor dem Wind und am Wind fahren oder kreuzen, man kann wenden und stoppen, man kann langsam und schnell fahren



Das ist das Geheimnis des Rotor-Seglers:

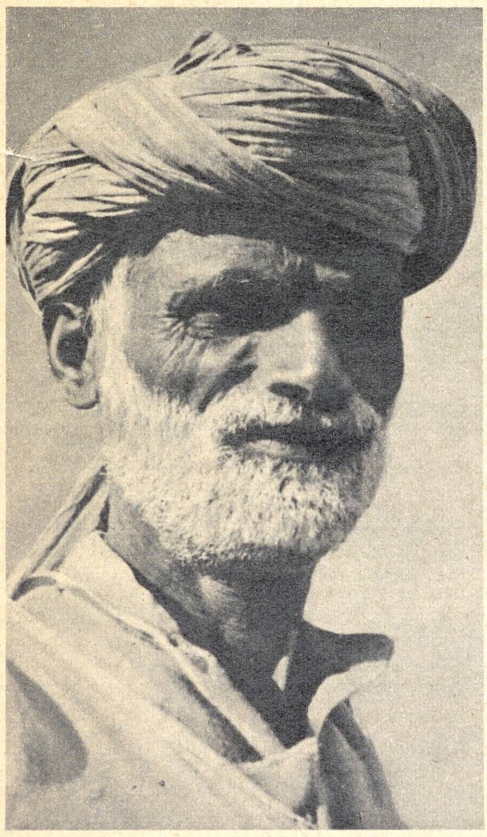
Die Abbildung zeigt den Querschnitt durch ein Rotorblatt. Das Rotorblatt wird (I) vom Wind in Richtung A angeblasen. Es weicht seiner Form wegen nach rechts aus. (II) Zugleich bildet sich auf der anderen Seite des Blattes, das heißt in der Windrichtung — beim Segeln vorm Wind zugleich in der Fahrtrichtung des Bootes — ein luftverdünnter Raum (U), in den das Blatt hineingezogen wird. Je schneller sich das Blatt dreht, desto größer wird die Zugkraft (III). Der Winddruck bei A genügt, um die Drehbewegung des Rotors zu erhalten und das Boot vorwärts zu treiben. Die Zugkraft bei U aber entsteht zusätzlich. Sie wird durch die günstige Form des Rotorblattes in besonders günstiger Menge erzeugt. Sie trägt dazu bei, das Boot so schnell und unter gewissen Umständen noch schneller zu treiben als ein Segelboot, bei dem die Zugkraft eines Soges nicht vorhanden ist. Die Bedienung ist einfacher als beim Segeln. Bei Sturm zum Beispiel braucht man nicht zu reffen, man bremst einfach mit der Seilbremse. Auch kann man in einem viel spitzeren Winkel gegen den Wind kreuzen als mit einem Segler und spart so Weg und Zeit



Am Draht, der 15000 Kriegsgefangene umschließt, *herrscht reger Handel. Die 15000 Kriegsgefangenen, die in dieser ehemaligen griechischen Kaserne der Stadt Korinth vorläufig untergebracht sind, haben alle eine ganze Menge Geld. Man hat ihnen erlaubt; es so anzulegen, wie sie es wünschen, und das tun sie. Sie kaufen sich Lebensmittel und Rauchwaren. Im übrigen sind sie sehr neugierig, und alle wollen wissen, wann der Krieg zu Ende ist. Unser Berichterstatter, PK.-Sonderführer Großmann, ist in dieses Lager gegangen und hat mit vielen der Insassen gesprochen. Und sie erzählten ihm:*

...keiner wußte, wohin es ging...

Der Berichterstatter vom „Signal", PK.-Sonderführer Großmann, der den Feldzug im Südosten mitmachte, schickt uns diese Interviews. Auf seinen Kreuz- und Querflugen kam er eines Tages nach Korinth und fand dort, untergebracht in einer ehemaligen griechischen Kaserne, 15000 Gefangene, teils Soldaten, teils Leute, die in Englands Sold standen. Er erzählt, er habe in seinem Leben noch kein so buntes Völkergemisch gesehen wie hier. Was über den Geist dieser englischen „Soldaten" zu sagen ist, hat uns Großmann nicht geschrieben ... das sagen zur Genüge die Gefangenen selbst, die er interviewte.



Wir schwammen nach Griechenland ... *Zwei Inder erzählen: „Wir sind schon seit langer Zeit im englischen Dienst. Es ist schon so lange her, wir waren noch Kinder. Wir haben für die Offiziere das Essen gekocht und ihnen die Stiefel geputzt. Nein, wohin es ging, das wußten wir nicht. Wir verstehen keinEnglisch.Wir haben eine sehr sehr langeReise gemacht. Als Land vor uns war, ging unser Schiff unter. Wir waren im Innern und kamen gerade noch heraus, bevor es sank. Wir sind alle gute Schwimmer. Ich glaube, es war eine Mine, auf die wir gelaufen sind, oder war es eine Bombe? Es hat uns niemand etwas darüber gesagt. Ich bin", sagt der Weißbärtige, „ein alter Mann. Mir ist es noch nie so gut gegangen wie jetzt. Das Essen hier ist mir fremd, aber niemand ist da, der uns sagt, daß wir das tun sollen oder dahin laufen. Wir brauchen nichts zu tun."*



Narvik, Dünkirchen und endlich doch ... *„Ja, ich war von Anfang an dabei. Zum vorigen Krieg, 1918, kam ich aus Australien zu spät. Aber den Rhein habe ich noch gesehen. I'm sure, it was a very interesting time! Yes, ich bin Berufssoldat, Kapitän. 1940 war ich rechtzeitig zur Stelle, Norwegen. In Narvik sah es so aus, als ob die Germans eine Dummheit gemacht hätten. Well — besser zu früh als zu spät. Wir kamen noch auf die Schiffe, weil die Frenchmen und Polen in unsere Stellungen einzogen. Dann kam Dünkirchen. Wir kannten es von Narvik her, unter Stukabomben auf die Schiffe zu klettern. Dann ging es nach Griechenland. Wir gingen nach ganz netten Tagen — Athen war very nice —, als die Deutschen kamen, zurück und schossen dabei manches Mal — that's all. Mitte April geschah es; es war Sonntag. Wir saßen beim Abendessen und wollten noch in der Nacht weiter nach Süden fahren. Plötzlich kam eine Meldung, daß die Germans auch von Osten her kämen. Wir ließen Cornedbeef Cornedbeef sein und fuhren los. Nach zwei Stunden war es überstanden. Die Deutschen hatten uns auf anderen Straßen überholt. Warum sollten wir jetzt noch schießen? Wir stiegen von den Wagen und aßen weiter ..."*



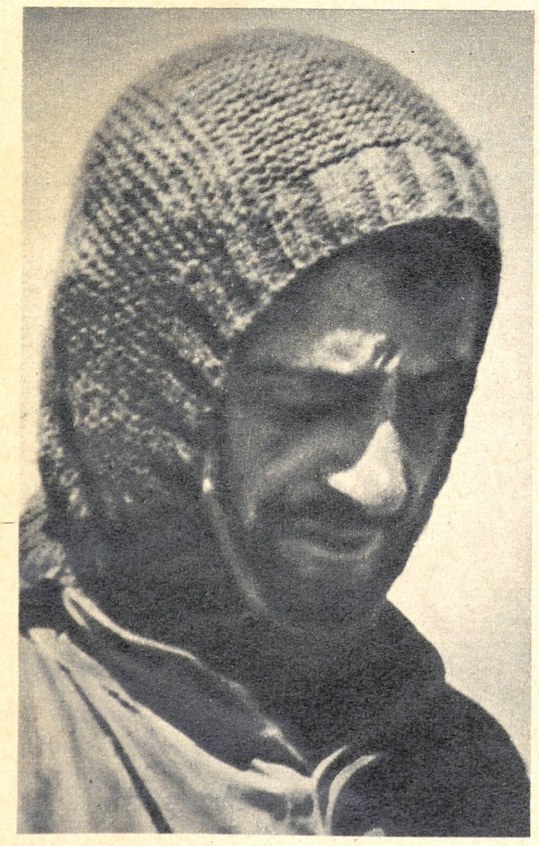
„In Palästina litt ich Hunger ..." *„1939, gerade als Hitler in Prag einmarschierte, wanderte ich nach Palästina aus. Ich bin jüdischer Schuhmacher aus Darmstadt. Es ging mir zuerst sehr schlecht, bis ich auf einer Orangenplantage eingestellt wurde. Dann brach der Krieg aus. Im Herbst 1940 wurde ich plötzlich von englischen Soldaten abgeführt. Ich bekam sehr gutes Essen und eine Uniform. Man zahlte uns soviel Geld, wie wir noch nie verdient haben. Anfang 1941 wurden wir auf ein Schiff verladen. Keiner wußte, wohin es ging. Im Kampf habe ich niemals gestanden, und über meine Gefangennahme kann ich nur sagen, daß plötzlich alle Engländer aus demCamp verschwunden waren. Bei Lamia, glaube ich, war es, wie englische Offiziere ihren Mannschaften den Befehl gaben, auf Lastwagen davonzufahren. Die englischenOffiziere blieben noch einige Stunden, ehe sie in schnellen Autos nachfuhren. Vorher aber versuchten sie mit vorgehaltenen Revolvern die zurückgehenden griechischen Soldaten aufzuhalten. Aber die Griechen sahen wohl, daß alle englischen Soldaten längst geflohen waren. Sie ließen sich nicht einschüchtern."*



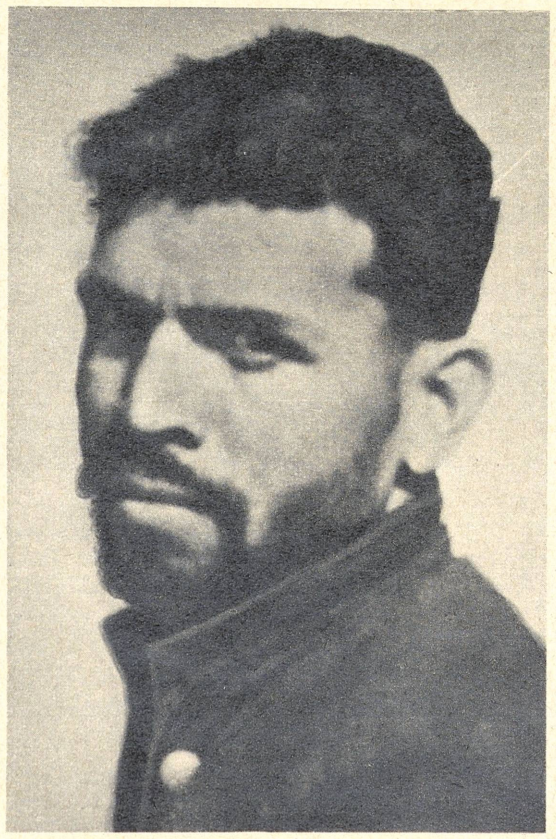
Aus London geflohen . . . *„Vor dem Krieg war ich in London Policeman. Aber der Dienst während der vielen hundert Bombennächte war nichts mehr für mich. Ich konnte nicht mehr schlafen. Da meldete ich mich freiwillig für die Polizei in der Armee auf 12 Jahre. Ich habe keine großen Kämpfe erlebt. Wir alle dachten, die Air Force in Griechenland sei viel stärker als die Luftwaffe; das hatte man uns in England erzählt. Die Deutschen sind fine fellows. Wir haben geglaubt, sie seien Barbaren, auch das hat man uns in den Zeitungen erzählt. Aber meine Kameraden und ich finden, daß wir hier im Lager besser behandelt werden als früher von unseren eigenen Offizieren. Vor allem die deutschen Offiziere sind freundlich zu uns. Ich hoffe nur, daß der Krieg bald vorbei ist und ich zu meiner Frau, die auf der Isle of Wight lebt, zurück kann."*



„Ich wollte noch mehr Geld verdienen . . ." *„In Khartum war ich Eisenbahnarbeiter. Aber es gefiel mir nicht mehr dort, und ich ging auf ein Schiff als Heizer. In Jaffa lief ich weg. Ich wurde Orangenpacker auf einer Farm. Da kam ein englischer Mann und sagte uns, daß wir viel Geld verdienen sollten. Ich ging auf ein Schiff und brauchte nicht zu arbeiten. In einer schönen Uniform arbeitete ich dann in Ägypten auf einem Dock. Da kam wieder der Mann und fragte, ob wir noch mehr Geld verdienen wollten. Das wollten wir natürlich. Wir fuhren in ein Land, in dem es kalt war, und dort arbeitete ich mit vielen englischen Soldaten in einem Hafen. Eines Tages liefen die Engländer weg und sagten uns, wenn die Deutschen kämen, sollten wir schießen. Wir wollten aber nicht. Jetzt geht es mir so gut, wie es mir noch nie gegangen ist. Wir haben gar nichts zu arbeiten. Haben Sie eine Zigarette, Sir?"*



Gefragt wurden wir nicht . . . *„Ich bin von der Insel Cypern, aus Famagusta. Ich war dort Minenarbeiter. Bei Kriegsausbruch wurden die Schächte durch die englische Verwaltung für zwei Monate geschlossen. Dann schlugen die Engländer Plakate an, daß alle, die in Cypern für England arbeiten wollten, zwei Schilling pro Tag bekommen sollen. Natürlich haben wir, weil wir ohne Arbeit und Verdienst waren, die zwei Schilling genommen. Eines Tages kamen wir morgens vor verschlossene Tore. Vor den Minen standen große Lastwagen, die uns zum Hafen brachten. Wir wurden, so wie wir waren, auf Schiffe verladen und erst in Ägypten ausgeladen. Gefragt wurden wir nicht. Wir haben niemals Waffen getragen und haben auch keinen Deutschen gesehen, bis zu unserer Gefangennahme. Aber wir haben kaum eine Stunde in Griechenland geschlafen, denn die deutschen Flugzeuge ließen uns keine Ruhe."*



Maschinist auf einem Truppentransporter . . . *„Ich werde nie in meinem Leben vergessen, wie diese drei deutschen Flugzeuge auf uns herunterheulten. Ich sah sie zuerst gar nicht. Aber als unser Maschinengewehr plötzlich zu schießen begann, entdeckte ich sie am Himmel. Sie waren zuerst ganz klein, aber der Lärm war furchtbar, den sie vorausschickten. Ganz deutlich sah ich die Bomben fallen. Aber ich hatte noch nicht den Mut, ins Wasser zu springen. Ich duckte mich, als ich die Bombe ganz nahe heranpfeifen sah, hinter einer Eisentür. Ich weiß nur noch, wie ich mit der Eisentür in die Luft geschleudert wurde. Sicher habe ich die Besinnung verloren. Aber im Wasser wachte ich wieder auf. Ich fand einen Balken von unserem Ruderhaus, das in tausend Stücke zersplittert war, und klammerte mich fest. Von unserem Schiff war nichts mehr zu sehen. Es war in Sekunden gesunken. Ich glaube, daß es wie ein Pulverfaß auseinandergeflogen ist."*



„Wir sind hier alle aus Melbourne . . ." *„Meine Kameraden und ich haben gleich vom ersten Tage des Krieges hier in Griechenland gesagt, daß es unmöglich ist, die Deutschen zu schlagen. Sie hatten zu viele Flugzeuge, und sie wußten sie gut zu benutzen. Wir haben selten englische Flugzeuge im Kampf gegen deutsche gesehen, und wenn es geschah, war der Sieg immer auf deutscher Seite. Ich bin Bauer, die meisten von uns sind vom Lande. Wir haben uns alle eingeschrieben in die Armee, weil wir es für richtig hielten, das zu tun. In der Schule sind wir erzogen worden, daß wir helfen müssen, wenn England in Not ist. Bitte fragen sie mich nicht, was wir von diesem Krieg halten. Ich bin verheiratet und möchte bald nach Hause — mehr will ich nicht sagen."*

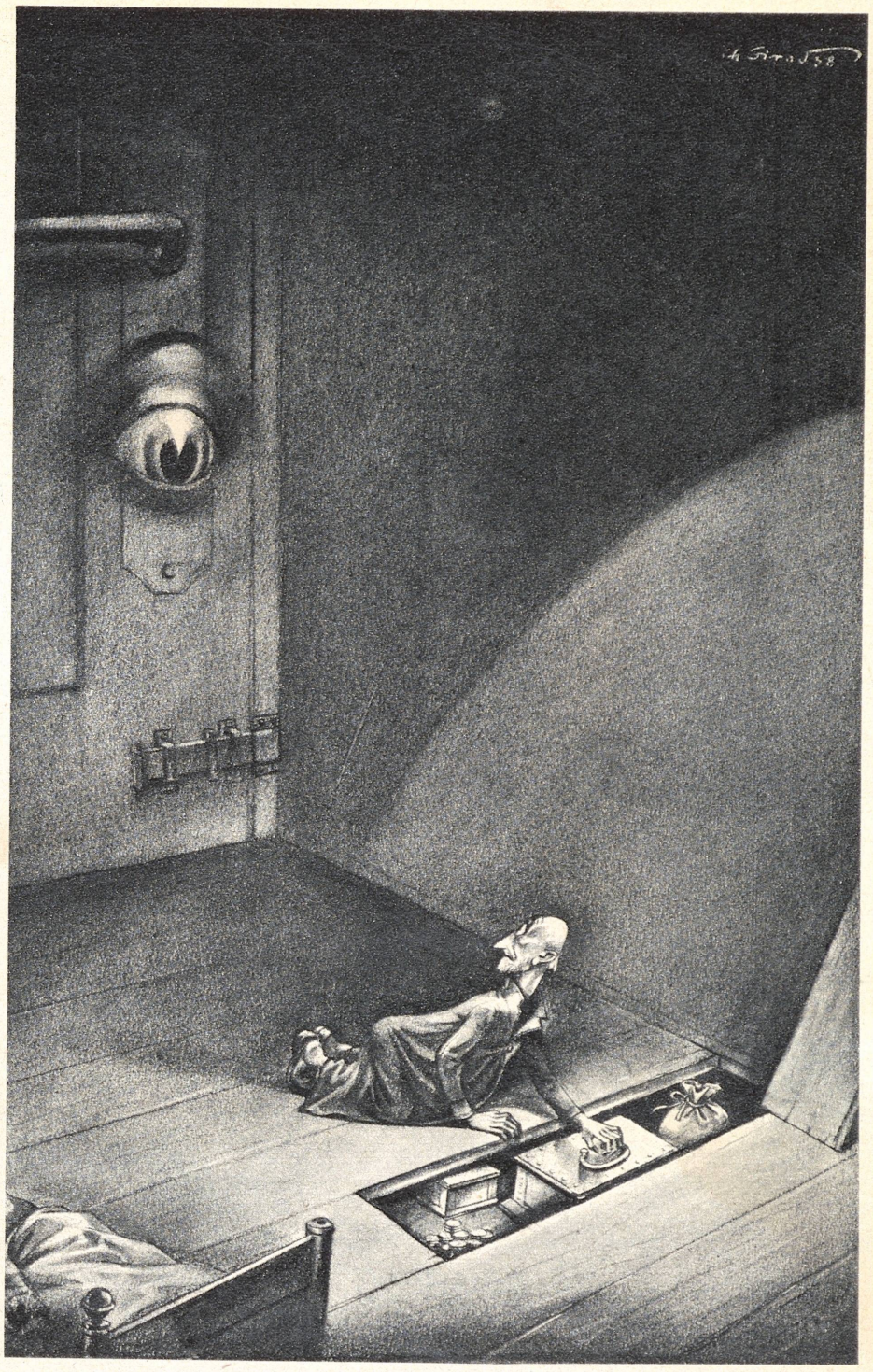
Von den Leiden der Karikaturisten ....

Der vierte Bericht des „Signal“ über die Arbeit der Karikaturisten. Diesmal schildert der Berliner Zeichner Charles Girod die Dinge, wie sie wirklich sind!

Den Zeichner Girod, von dem wir auf dieser Seite zwei charakteristische Proben seines Schaffens zeigen, kann man als einen Meister der phantastischen Groteske bezeichnen. Das Besondere an seinen Einfällen ist dabei, daß er keine Fabelwesen zeichnet, sondern Menschen. Es sind die seelischen Spannungen, die er beobachtet. Er beobachtet die ganze Skala der menschlichen Leidenschaften. Es ist aber auch der Alltag, dessen eintönige Leere und kleine lächerliche Tragödien sein Stift beschwört. Er zeichnet die Angst, die ein junger Mann vor dem Monatsersten und der damit fälligen Mietszahlung hat — die Seligkeit eines Liebespaares, das über den Dächern der Großstadt schwebt — oder nur einen verspäteten Passanten, der auf die letzte Straßenbahn wartet. Es sind alles Dinge, die man kennt oder selbst schon erlebt hat. Doch mit seinen Augen gesehen, verwandelt sich das zu dämonischem Spuk, zu tiefsinniger, bizarrer Komik. Wie durch eine verzauberte Laterna magica gesehen, rollt plötzlich das Leben ab. Und wenn man die Schärfe bedenkt, mit der er Gefühlsmomente heraushebt, sie allein sprechen läßt, möchte man sich wahrhaftig fragen, ist dieser Mann . . .

Anatom oder Poet?

Es sieht doch manchmal aus, als wenn er mit dem Seziermesser die Seele bloßlegte. Und zugleich ist die Art seines Vortrages mit derartiger Spannung erfüllt, mit so origineller dichterischer Phantasie, daß man sich lange mit jedem einzelnen Blatt beschäftigen kann. Auf der Zeichnung „Der Geizhals“ sehen wir einen Mann, der unter den Dielenbrettern seine Schätze versteckt hat. Aber die Angst, die ihn beherrscht, das Mißtrauen, das ihn bis zum Wahnsinn verfolgt und ihn überall Gespenster und Diebe vermuten läßt — wie eindringlich, ja überwirklich wird dieser Alpdruck durch das Schlüsselloch deutlich, das sich zu einem großen, drohend spähenden Auge verwandelt! Die Zeichnung braucht so wenig Erklärung wie das heitere Wunder, das durch ein Frühlingslied entsteht.



„Der Geizhals“. *Eine typische Zeichnung von Charles Girod. Die lähmende Angst eines Mannes, der seine verborgenen Schätze nie sicher genug weiß, und der sich stets belauscht glaubt, könnte nicht treffender ausgedrückt werden*



„Das Frühlingslied“. *Auch hier verblüfft die eigenartige Phantasie des Zeichners. In poetischer Form wird die Kraft einer Melodie beschworen, die den Frühling selber herbeizaubert*

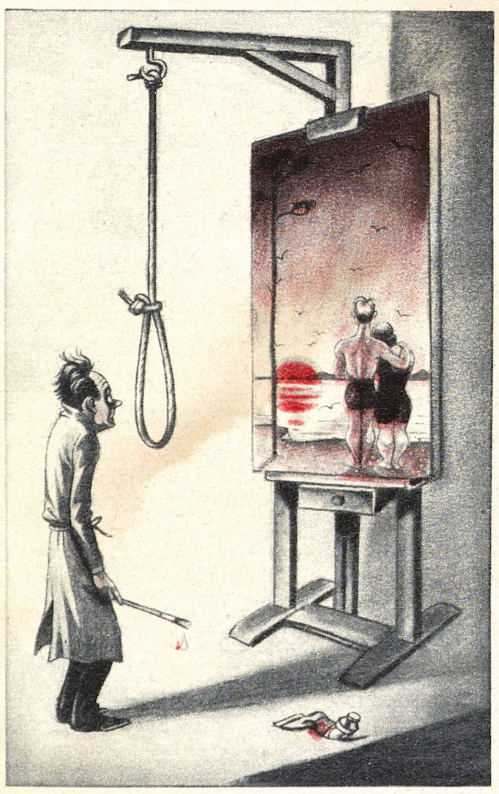
Dieser Zeichner also, der das innere Erleben deutlich macht, ist wohl wie kein zweiter geeignet, einmal von den Dingen zu erzählen, die ihn selbst bei der Arbeit bedrücken. Und die Aufregungen, die er schildert, kann man als allgemeingültig bezeichnen. Was er auf der rechten Seite hier zeigt, ist einfach zu einer klassischen Darstellung der Leiden der Karikaturisten geworden. Es ist der Kampf mit dem Zeichenstift, den jeder immer wieder ausfechten muß. Denn der Zeichenstift will durchaus nicht immer so wie die Hand, die ihn hält.

Man braucht nicht zu betonen, daß der Zeichner Girod eine große Gemeinde von Bewunderern hat. Doch es ist interessant, zu erfahren, was das für Leute sind. Die einen sind romantische Naturen, die sich nicht vorstellen können, daß der Zeichner selbst in alltäglicher Weise lebt. Sie glauben fest daran, daß er gleich einem düsteren Magier unter einsamen Brücken hockt oder wie ein Traumwandler in einem einsamen Dachstübchen mit Eulen und Katzen lebt. Die anderen aber vergessen über den Zeichnungen den Zeichner selbst. Es gibt Professoren, die über eine Girodzeichnung von ihren Schülern einen Aufsatz schreiben lassen, und es gibt Prüfungskommissionen, die die Analyse einer solchen Zeichnung verlangen. Zweifellos stellen die Zeichnungen gewisse Anforderungen an die Intelligenz, und man kann an den verschiedenen Ausdeutungen gut erkennen, ob und wieweit beim Betrachter Phantasie und auch scharfe Logik vorhanden ist.

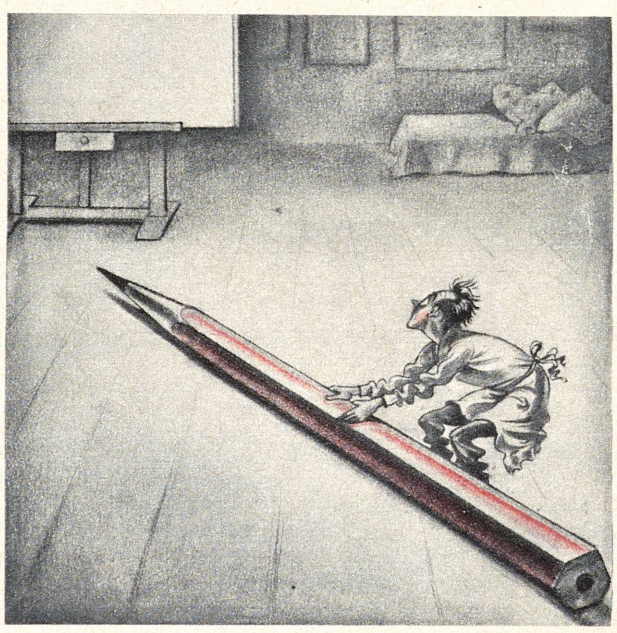
Wie ist aber der Zeichner? Ist er ein Menschenfeind, ein kühler Verächter menschlicher Unzulänglichkeit? Aber nein, denn dazu ist der Humor, der seine Beobachtungen erhellt, zu tief. Gewiß ist er ein Abseitiger. Das grelle Scheinwerferlicht, in das er die Dinge rückt, erscheint auf den ersten Blick unbarmherzig, aber da immer eine Pointe dabei ist, wird man gefesselt. Es ist ein Zauberspiegel, den er sich und der Welt vorhält — wer auch hineinblickt, sieht sich selbst. Und wer mutig ist, der wendet sich nicht ab. Freunde, die einem die Wahrheit sagen, sind ohnehin selten genug. A. S.



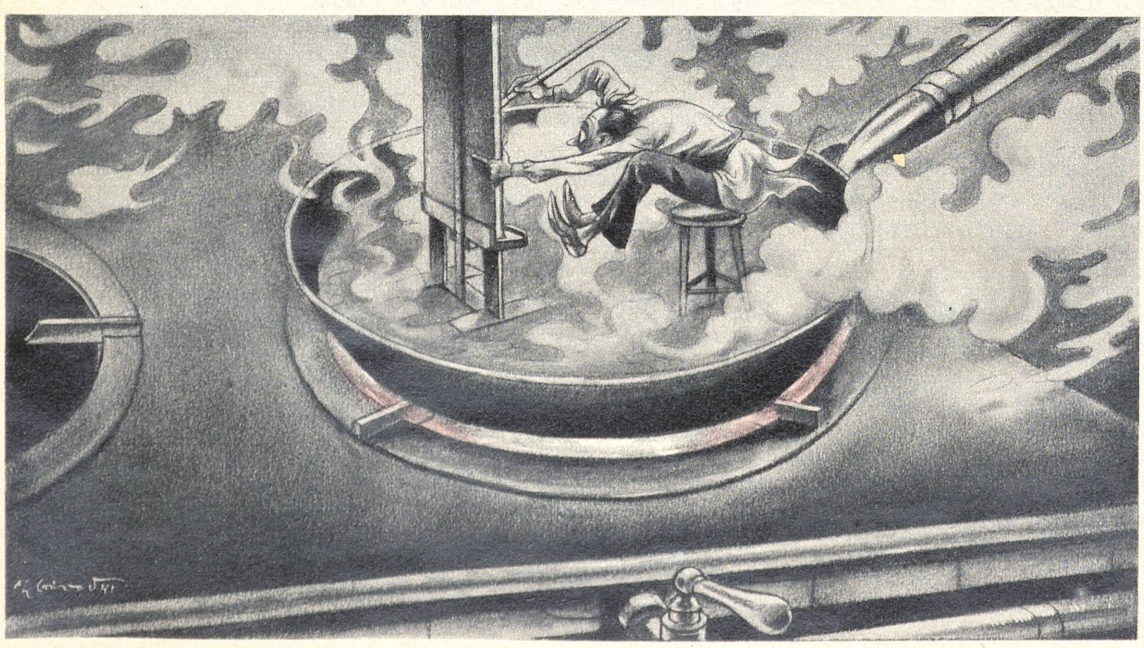
„Es gibt Tage, an denen einem absolut nichts einfällt!" *Stundenlang sitzt der Karikaturist und grübelt, grübelt . . . Das weiße Papier vor ihm dehnt sich endlos zur Wüste, und gleich einem verdurstenden Wanderer sinkt er immer mehr zusammen. Das gähnende Nichts umgibt ihn — kein Einfall kommt, keine noch so winzige Idee erleuchtet ihn . . .*



„Das schlechte Gewissen". *Wie ein armer Sünder steht der Zeichner vor einer Arbeit, bei der das künstlerische Niveau vernachlässigt wurde!*



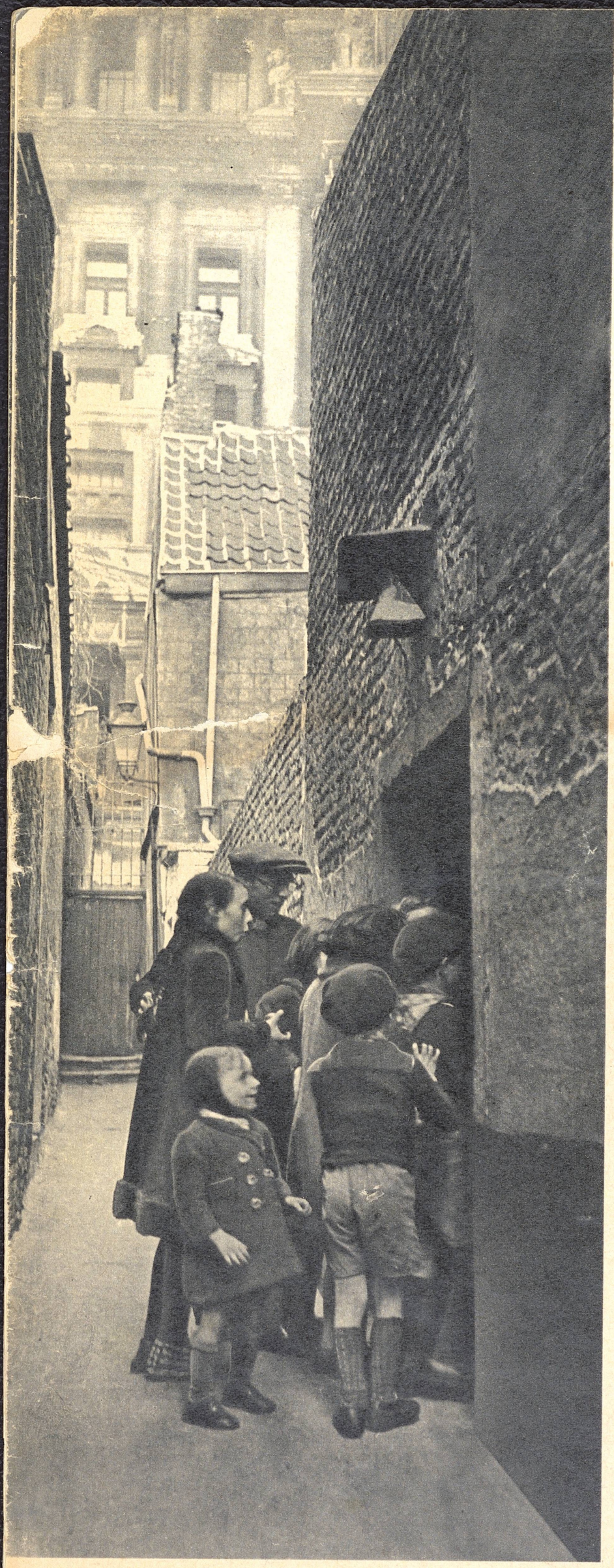
„Lampenfieber". *Ein Zustand, den Girod mit vielen Künstlern teilt: vor dem weißen Zeichenbogen packt sie die Angst. Gerade der erste Strich fällt am allerschwersten!*



Auch das gehört zu den alltäglichen Leiden der Zeichner: „Es brennt!" *In einer Stunde muß die Zeichnung auf der Schriftleitung sein! In furchtbarer Hetze heißt es trotzdem eine gute Arbeit zu liefern.*



Manchmal aber arbeitet der Stift wie von selbst! *Das sind die glücklichsten Stunden — das Zeichnen fällt spielend leicht und dem Künstler ist zumute, als wenn er schwebe!"*



Bei Toone VI.

Besuch bei einem flämischen Romantiker

In einem schmalen Gäßchen Brüssels, nahe dem Justizpalast, drängen sich jeden Abend Kinder und Erwachsene durch eine kleine Tür . . .

Aufnahmen: Pabel



. . . ein Puppenspiel schenkt dem Publikum fröhliches Lachen und Verzauberung! Brüsseler Arbeiter, deutsche Soldaten und viele Kinder füllen den Zuschauerraum bis auf den letzten Platz. Wer spielt hier, wer führt Regie? Eine kleine Berühmtheit ist am Werk:



„Toone, der Sechste!" Er führt die Puppenspieler-Tradition seiner Familie weiter und sitzt nach den Vorstellungen noch mit Frau und Kindern beisammen, um an seinem Theater zu arbeiten. Neue Kleider für die Puppen entstehen, Reparaturen, Kulissen werden angefertigt, er selbst übersetzt deutsche und französische Komödien ins Flämische und wandelt sie zugleich für seine Möglichkeiten um. Das alles muß Toone VI. aber bei Nacht machen



Denn tagsüber ist er Arbeiter in einer Reparatur-Werkstätte! Und dieselben Hände, die fachkundig einen Reifen vulkanisieren, werden am Abend wieder an zarten Drähten jene Figuren zum Leben erwecken, denen von Kindheit an seine ganze Liebe gilt!

Signal Nr. 13. Jahrgang 2, 1. Juliheft 1941 / Erscheint alle 14 Tage / Hauptschriftleiter Harald Lechenperg, Stellvertreter des Hauptschriftleiters Hugo Mösslang / Verlag und Druck: Deutscher Verlag Berlin SW 68, Kochstraße 22-26 / Alle Rechte vorbehalten / Tutti i diritti riservati / Tous droits réservés / All rights reserved / Enter ed as second-class matter at the Postoffice at New York N. Y. / Printed in Germany

Ferner wird gemeldet...

Wie geht es Al Capone?

Europäischen Gemütern mag die zärtliche Aufmerksamkeit, die man in USA. den Schwerverbrechern entgegenbringt, unverständlich sein — sie scheint aber nun einmal zur vollendeten Demokratie zu gehören. So fühlt sich „Saturday Evening Post" verpflichtet, ihre Leser vom Wohlergehen Al Capones, des berüchtigsten aller Gangsterführer, zu unterrichten: Obwohl er an einer unheilbaren Krankheit leidet, bietet er äußerlich das Bild ausgezeichneten Wohlergehens und überzeugender geistiger Frische. Er führt auf seiner Besitzung in der Nähe von Miami Beach ein prächtiges Leben, hat sich das Trinken abgewöhnt, raucht aber noch immer starke Zigarren und ißt, was ihm schmeckt. Die großen Wäschereien in Chikago, die ihm gehören, bieten ihm ein sorgenfreies Auskommen. Sein Sohn, auch Al geheißen, ist ganz der Vater — bei einem Pistolenschießen-Wettbewerb der Polizei (!) von Miami Beach gewann er einen ersten Preis mit 279 Treffern bei 300 Schüssen ...



Bermuda-Pelz — der billigste der Welt

In Hamilton, auf einer der englischen Bermuda-Inseln, die der amerikanischen Atlantikküste vorgelagert sind, findet allwöchentlich eine Versteigerung statt, die wohl als die preiswürdigste der Welt bezeichnet werden kann. Hier werden die Güter versteigert, meist Postpakete, die von amerikanischen Bürgern mit amerikanischen Schiffen nach Frankreich und anderen europäischen Ländern gesandt wurden, vom britischen „Contraband Controll and Customs Department" jedoch schlicht und gottesfürchtig heruntergeholt werden.

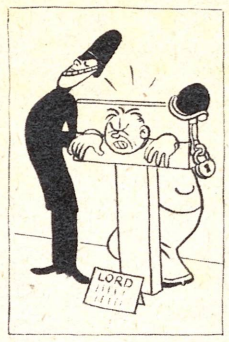
Ein Bericht der New-Yorker „Herald Tribune" vom 13. April vermittelt ein treffliches Bild von dem Segen, der hier durch britische Hand über die ohnehin schon beneidenswerten Einwohner dieses glücklichen Eilands ausgestreut wird. Ein Hausanstreicher erstand einen Nerzmantel, dessen Wert auf 9000 Dollar geschätzt wird, für ganze 16 Dollar und 20 Cents — und seine begreifliche Freude steigerte sich zu ekstatischem Wohlgefallen, als er in den Ärmeln des Mantels noch zwei hochmoderne Frauen-Sweater entdeckte.



Niemand in der Welt wird an dieser britischen Auslegung der „Freiheit der Meere" etwas Tadelnswertes finden, nicht einmal die verhinderten Empfänger der Pakete in Frankreich, die ja doch wissen, daß sie die Dankesschuld an ihre ehemaligen Verbündeten auch damit noch nicht abgetragen haben. Und spricht einmal ein USA.-Minister von „Piraten", so weiß jedes Kind, daß damit die Deutschen gemeint sind.

Jeder Brite hat die Wahl

„Es muß jedem Arbeiter und jeder Arbeiterin in England begreiflich gemacht werden, was für ein Leben sie unter einer Naziherrschaft erwarten würde", schreibt ein Leser aus Oxford an den „Daily Herald".



Ein paar Zeilen weiter aber gerät J. P. M. Millar, General Secretary, N. C. of Labour Colleges, in große Empörung darüber, daß Konservensuppen durch die Hände von nicht weniger als sieben Zwischenhändlern gehen und dabei ihren Preis fast verdreifachen. „Das ist genau die Sorte von Leuten, die man wieder, wie einst, öffentlich in den Stock spannen sollte!" meint Millar.

Der nachdenkliche Leser des „Daily Herald" hat hier auf gedrängtem Raum eine umfassende Auswahl von Zukunftsmöglichkeiten:

Entweder: „Naziherrschaft" (die ihm erst begreiflich gemacht werden muß),

oder: Einführung mittelalterlicher Strafanwendungen,

oder: hemmungslose Ausbeutung durch Schieber, welche die Lebensmittel um das Dreifache verteuern.

Das beste ist, er denkt überhaupt nicht nach.

Gespenster in der Baker Street

Die Baker Street in London ist eine sehr bekannte Straße: hier wohnte der berühmte und unvergeßliche Detektiv Sherlock Holmes mit seinem treuen Adlatus Dr. Watson.

Das heißt: in Wirklichkeit wohnte er nicht dort und auch nicht anderswo: denn schließlich war er nur eine erfundene Gestalt des kriminalistisch angehauchten Dichters Conan Doyle — also nur eine Legende. Doyle freilich war ein überzeugter Spiritist und glaubte an Gespenster. Wer weiß, ob nicht der Geist des großen Sherlock Holmes in Begleitung seines Schattens Dr. Watson durch die Baker Street geistert.

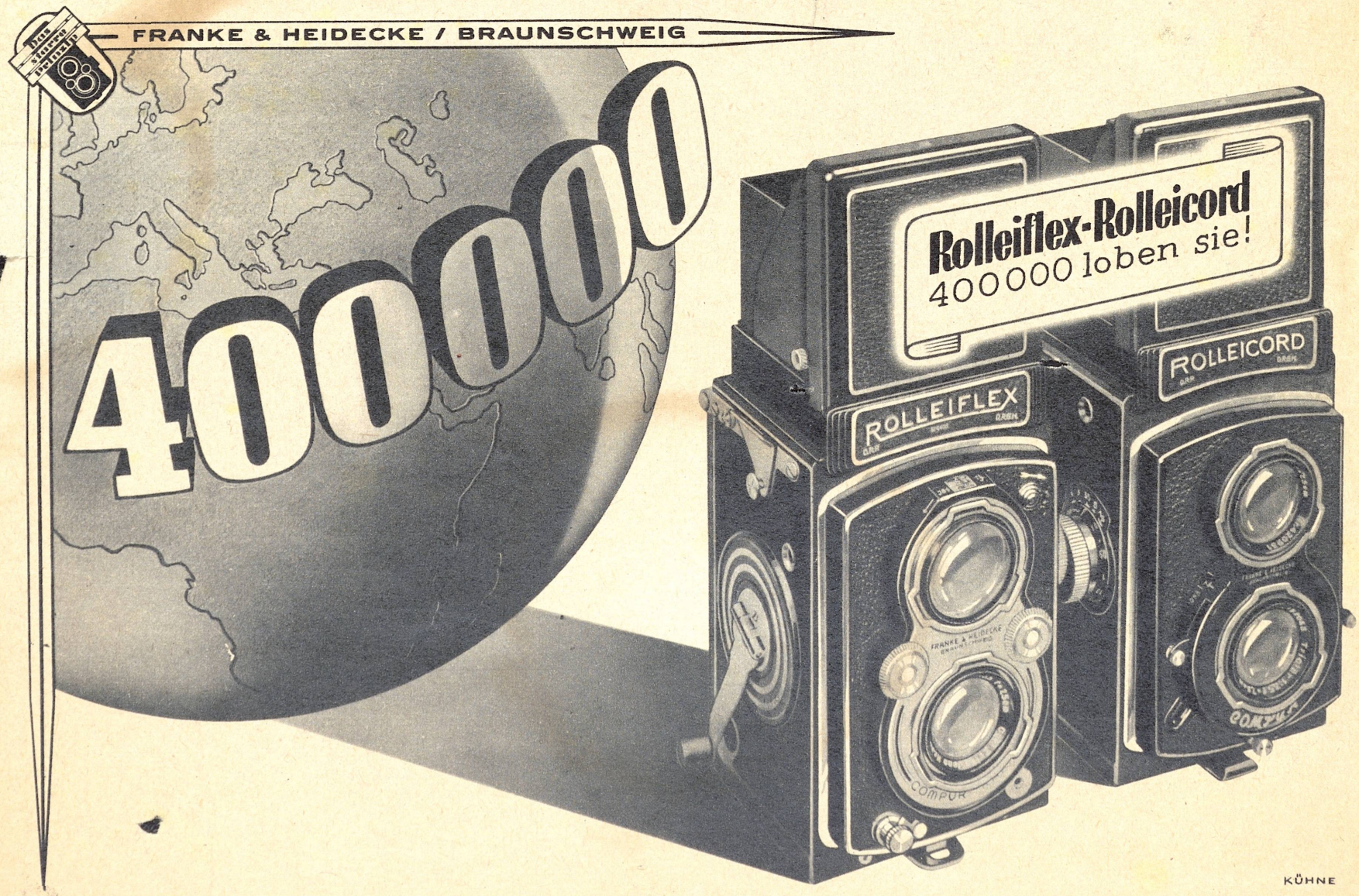
Doch damit ist das geheimnisvolle Wesen der Baker Street noch nicht erschöpft. Wer nämlich an einem der Frühlingstage des Jahres 1941 die Baker Street durchwandert, kann an einem Haustor ein Schild mit folgender Aufschrift entdecken:

Jane Smith
Societèe des Nations. Bureau de Londres

Da also wohnt der Völkerbund! Das heißt: in Wirklichkeit wohnt er nicht dort und auch nicht anderswo; denn schließlich war er nur eine erfundene Gestalt der kriminalistisch angehauchten Dichter von Versailles — also nur eine Legende. Diese politischen Dichter waren gleichfalls überzeugte Spiritisten und glaubten an Gespenster. Vielleicht geistert der Geist des großen Völkerbundes in Begleitung von Miß Jane Smith gleichfalls nächtlich durch die Baker Street.



Zeichnungen:
Manfred Schmidt





Die Insel der verlorenen Schiffe

Kreta—Englands Dünkirchen im Mittelmeer

Diese Aufnahme, die ein deutsches Aufklärungsflugzeug am 25. Mai 1941 über der Suda-Bucht machte, bietet das Bild eines Schiffsfriedhofs von großen Ausmaßen. Das mit 1 bezeichnete, völlig ausgebrannte Schiff ist der englische Schwere Kreuzer „Yorck", dessen Verlust Churchill nach der Einnahme der Suda-Bucht durch deutsche Truppen nicht länger leugnen konnte. 2: ein griechischer Zerstörer der „Aetos"-Klasse, bei dem 8 Meter Achterschiff fehlen. Die Ziffern 3: zwei ausgebrannte Frachter von zusammen etwa 17000 BRT. Die Ziffern 4: vier auf Strand gesetzte Frachter von zusammen etwa 21000 BRT. Die Ziffern 5: vier noch fahrbereite Frachter von zusammen etwa 15000 BRT. 6: eine englische Korvette, und 7: ein beschädigter Frachter von 1500 BRT. Aufnahme: PK. Schmiedt